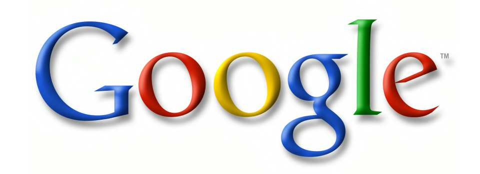
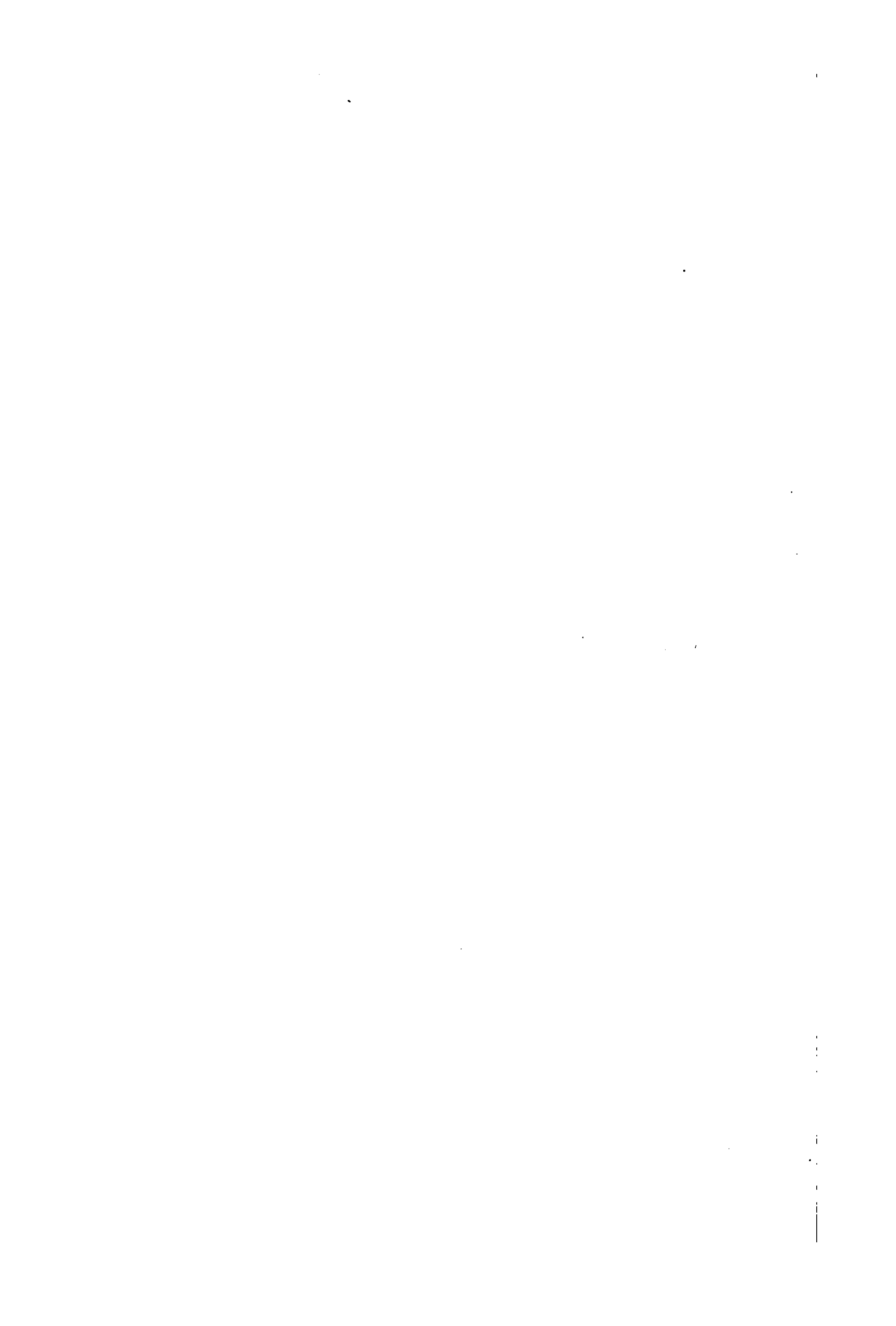






Erinnerungen

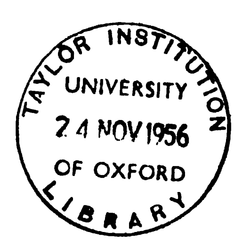
an

Heinrich Heine

von seiner Nichte

Maria Embden-Heine,
Principessa della Rocca.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1881.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
24 NOV 1956
OF OXFORD
LIBRARY

Vorrede.

Ueber keinen Schriftsteller der Neuzeit ist so viel geschrieben worden, wie über Heinrich Heine, doch Vieles ist entstellt, unrichtig und allein der reichen Phantasie der Berichterstatter zuzuschreiben.

Um den Bitten meiner Freunde und der Verehrer des großen Dichters Genüge zu leisten, habe ich mich entschlossen, dieses Buch dem Andenken meines berühmten Onkels zu widmen, so wie auch falsche Angaben seiner Biographen zu berichtigen.

Heine, der die Satyre und Ironie liebte, erzählte heute Dinge, die er den folgenden Tag widerlegte, und dies mag wohl der Grund sein, warum so sonderbare Gerüchte in Umlauf gesetzt wurden.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich Alles berichtigen wollte, doch versichere ich meinen Lesern, daß ich der Wahrheit getreu bleiben werde und nur das niederschreibe, was ich von Jugend auf von meiner Großmutter und meiner Mutter erzählen hörte.

Was man auch schreiben mag, ich werde Niemandem antworten, da ich nicht gesonnen bin, mich auf einen Federkrieg einzulassen.

Leider ist es das Schicksal aller großen Geister, bewundert, beneidet und begeifert zu werden. Man kann solchen Feinden aber kein Schweigen gebieten. Ich rufe ihnen zu:

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So laß es dir nur sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen!

Neapel, October 1880.

Maria Embden.

Die Familie des Dichters.

Heinrich Heine nennt sich den ersten Mann seines Jahrhunderts, da er in der Neujahrsnacht 1800 geboren wurde.

Seine Biographen erklären dies als einen Witz, doch giebt es keine Beweise, die ihre Behauptung rechtfertigen, da während der französischen Occupation Düsseldorfs alle Papiere des Standesamtes bei einer großen Feuersbrunst vernichtet wurden.

Meine Großmutter hingegen behauptete, er sei am 13. Dezember 1799 geboren und der Grund dieser Behauptung war folgender. Um die höheren Klassen des Düsseldorfer Gymnasiums zu besuchen, mußte man ein gewisses Alter erreicht haben und trotz seiner Kenntnisse würde man dem jungen Heine den Zutritt verweigert haben.

Die Familie Heine stammt aus Hannover. Mein Urgroßvater hatte sechs Söhne und zwei Töchter.

Der zweitgeborne Sohn war mein Großvater, Samson Heine, geboren den 19. August 1765, gestorben in Hamburg den 2. Dezember 1828.

Der dritte Sohn war der Banquier Salomon Heine, berühmt durch seine große Wohlthätigkeit und seinen Reichthum, von dem er einen so vortrefflichen Gebrauch zu machen wußte.

In Hamburg gedenkt man seiner mit Dankbarkeit, da er die Vorsehung der Armen war, milde Stiftungen und Krankenhäuser gründete und Jedem eine hülfreiche Hand bot, der seine Güte in Anspruch nahm.

Der älteste der Brüder zog nach Frankreich, wo er sich verheirathete und die französische Linie der Familie Heine gründete.

Zwei seiner Söhne, Armand und Michel Heine, leben in Paris, bei Allen wohlgelitten, da ihre Biederkeit und Rechtlichkeit bekannt ist und der Name Heine einen guten Klang an der Börse hat.

Aber Millionen schützen nicht vor Kummer und Gram. Michel Heine hatte das Unglück, seinen hoffnungsvollen 18jährigen Sohn zu verlieren und seine schöne geistreiche Tochter, die Herzogin von Richelieu, ist eine 22jährige Wittwe.

Ich begreife nicht, was zu dem Gerüchte Anlaß gab, daß mein Großvater im Wahnsinn gestorben sei,

da er, vom Schlage gerührt, in den Armen meiner Mutter seinen Geist aushauchte, die uns Kindern sehr oft diese traurige Begebenheit mit den schmerzlichsten Ausdrücken schilderte.

Samson Heine war gerade kein Gelehrter, aber ein würdiger Mann, ein vortrefflicher Vater und zärtlicher Gatte. Alle die ihn kannten, rühmten sein schönes Aeußere und seine große Herzensgüte.

Man behauptet, Heinrich Heine hätte mit wenig Ehrfurcht von seinem Vater gesprochen, Andere versichern, daß in seinen nachgelassenen Memoiren Vieles stehe, was dem Sohne nicht zur Ehre gereiche.

Um diese Fabel zu widerlegen, genügt meine Versicherung, daß ich fest überzeugt bin, daß keine Memoiren existiren.

Obgleich deutsche Blätter behaupteten, Heine's Memoiren seien an Oestreich verkauft und würden in den Staatsarchiven verwahrt, bedaure ich anderer Meinung zu sein.

Die Wittwe Heine hat noch vor einigen Monaten einem Redacteur des Figaro erzählt, daß sie im Besitze eines Fragmentes von Memoiren sei; hätte Jemand andere Memoiren, so solle er sie veröffentlichen, dann würde sie schon zu antworten wissen.

Es ist leicht möglich, daß Heine seinen Freunden erzählt hat, er habe Memoiren geschrieben; möglich,

daß er ein Packet Makulatur zusammenband, „Meine Memoiren" darauf schrieb, um die Leute noch nach seinem Tode zu necken und irre zu führen. Nur auf diese Weise erkläre ich mir, daß Meißner ein Packet Memoiren gesehen haben will.

Als der Dichter mit dem großmüthigen Karl Heine wegen der Leibrente in Uneinigkeit gerieth, schrieb er in aller Eile ein kleines Heft, welches er „Meine Memoiren" benannte.

Er übergab sie seiner Frau und sagte: „Bewahre diese Blätter und gieb sie nie aus den Händen, denn sollte man Dir je nach meinem Tode die Rente entziehen wollen, so drohe sie zu veröffentlichen".

Mein Bruder, der laut § 3 des Testaments meines Onkels der einzige Erbe aller nachgelassenen Schriften ist, hat dieses unbedeutende Heft gelesen und versichert, daß der Inhalt kein Interesse für das Lesepublikum haben kann.

Madame Mathilde Heine glaubt einen Schatz zu besitzen und hütet ihn sorgfältig. Sollten dennoch eines Tages diese berüchtigten Memoiren im Druck erscheinen, so erkläre ich hiermit, daß sie unecht sind, selbst wenn sie aus den östreichischen Archiven hervorgehen.

Herr Karpeles und Herr Strodtmann bekritteln Maximilian von Heine's Buch, indem sie behaupten,

daß mein Großvater nie dem Militärstande angehörte.

Der Sachverhalt ist folgender: Während der französischen Occupation in Düsseldorf war mein Großvater Armee-Lieferant; dies verlieh ihm Offiziersrang.

In Düsseldorf erhielt er einen Quartierzettel auf das von Geldern'sche Haus. Der alte Doctor von Geldern hatte zwei Söhne und drei Töchter: Die Söhne studirten beide in Duisburg und wurden berühmte Aerzte. Joseph war Leibarzt beim Kurfürsten und starb in der Blüthe seiner Jahre ohne Nachkommen.

Simon, ein berühmter Gelehrter, war Schriftsteller und schrieb viel für die „Rheinländischen Zeitschriften"; auch er starb unverheirathet.

Die älteste Tochter Johanna war eine alte Jungfer; die zweite, Fanny, heirathete einen reichen Gutsbesitzer und die Jüngste, Elisabeth (geboren den 27. November 1771 in Düsseldorf, gestorben an der Cholera den 3. September 1859 in Hamburg), wurde von Samson Heine zur Frau begehrt.

Die jungen Leute hatten mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, ehe sie die Einwilligung zur Ehe vom alten von Geldern erhielten. Er war ein ernster eigenwilliger Mann, war sehr schweigsam und widmete sogar seine Mußezeit dem Studium. Seine

Familie zitterte, wenn er erschien, denn er verlangte unbedingten Gehorsam. Sein Erziehungssystem ließ viel zu wünschen übrig; den Töchtern verbot er Musik- und Gesangunterricht zu nehmen und nannte es Zeitverlust und brodlose Künste.

Elisabeth schwärmte für Musik; da sie sich kein Pianoforte verschaffen konnte, denn ein solches konnte der Wachsamkeit des Vaters nicht entgehen, lernte sie die Flöte spielen, welche sie in der Kommode verbarg und den Schlüssel dazu in ihrer Tasche verwahrte.

Sobald der Vater das Haus verließ, fing sie ihre Uebungen an und in kurzer Zeit erlangte sie eine große Fertigkeit. Meine Mutter erinnert sich noch wie schön sie spielte und mit welcher Meisterschaft sie mit ihrem Sohne Gustav Duette ausführte.

Samson Heine entbrannte in Liebe zu dem jungen geistreichen Mädchen, die nicht schön, aber liebenswürdig und klug war.

Der alte Herr von Geldern gab endlich seine Einwilligung zur Heirath, doch unter der Bedingung, daß Herr Heine sich in Düsseldorf niederlassen sollte.

Den 6. Januar 1798 wurde diese Verbindung gefeiert und aus dieser Ehe entsprossen drei Söhne und eine Tochter.

Der älteste der Söhne, Heinrich Heine, der Glanzpunkt der Familie, wurde zum Andenken an einen Freund in London Harry genannt. In Frankreich kennt man nur Henri Heine.

Eines Tages gingen die Kinder mit dem Vater spazieren. Vor dem Thore angelangt, sprangen und liefen sie froh umher. Ein Machtwort des Vaters rief sie an seine Seite: „Harry, bleib hier!"

Mehrere Gassenbuben folgten den Spaziergängern, lachten und zischelten untereinander: „Hast du's gehört?" riefen sie lärmend einander zu.

Samson Heine wurde ungeduldig, winkte einem Buben näher zu kommen und frug mit barscher Stimme: „Warum verfolgt Ihr uns und lacht uns aus?"

„„Weil Ihr einen wohlgekleideten Knaben Harry nennt, denn Harry ist der Name aller vierbeinigen Esel in Düsseldorf.""

Von diesem Tage an, wurde der kleine Heine Heinrich genannt.

Dennoch erinnere ich mich, daß er im vertrauten Familienkreise Harry genannt wurde und daß er seine Briefe an meine Großmutter mit diesem Namen unterzeichnete.

Wieviel auch in Deutschland darüber geschrieben ist, welcher Religion Heine angehörte, kann ich zur

Beruhigung Aller versichern, daß er Protestant war. Franzosen und Engländer sind toleranter als Deutsche, sie genießen nur das Schöne und Gute eines Dichters und Schriftstellers, ohne sich um sein Glaubensbekenntniß zu kümmern.

Viele kennen vielleicht nicht die folgende Anekdote, die man mir in Paris erzählte.

Dumas befand sich eines Abends in zahlreicher Gesellschaft und stand seiner Gewohnheit nach vor dem Kamin, sich den Rücken wärmend, als ein junger Stutzer sich ihm näherte, sich verbeugte und fragte:

„Sie sind Herr Dumas?"

„„Zu dienen.""

„Entschuldigen Sie, ist es wahr, daß Ihr Vater ein Mulatte war?"

„„Zu dienen.""

Nach kurzem Nachdenken fragte der junge Mann schmunzelnd:

„Ach, dann war ja Ihr Großvater ein Neger?"

„„Zu dienen"", antwortete der berühmte Schriftsteller.

„Und Ihr Urgroßvater?"

„„Ein Affe, mein Herr"", und Dumas ließ ihn verblüfft stehen.

Nach Heinrich erblickte seine Schwester Charlotte 1803 in Düsseldorf das Licht der Welt, eine liebenswürdige, geistreiche Dame.

1822 heirathete sie Herrn Moritz Embden, der für Poesie und Musik schwärmte, obgleich er dem Kaufmannsstande angehörte.

Bei seinem Aufenthalte in Hamburg machte Heine Herrn Embden's Bekanntschaft und sprach fortwährend von seiner kleinen Schwester. Herr Embden wurde neugierig und wollte das schöne liebenswürdige Mädchen kennen lernen. Sie sehen und sich verlieben, war das Werk eines Augenblickes. Sie wurde seine Gattin und Beide öffneten ihr gastliches Haus Schriftstellern und Künstlern, vorzüglich denen, die vom Dichter empfohlen wurden.

Als Charlotte ihrem Bruder ihre Verlobung anzeigte, rieth er ihr, nur ja ihres Gatten Verse zu loben, denn Dichten war meines Vaters Lieblingsbeschäftigung, sonst könnte das Unterlassen leicht Uneinigkeit veranlassen.

Im Buch der Lieder finden wir ein hübsches Gedicht, welches diesen Rath enthält:

> Und lobst Du meine Verse nicht,
> Laß ich mich von Dir scheiden!

Mein Vater starb 1866, von Allen beweint, die ihn kannten, sein freundliches Benehmen und seine Wohlthätigkeit machten ihn bei Allen beliebt und Hunderte von Armen folgten seiner Leiche. Er hinterließ einen Sohn und drei Töchter.

Meine Mutter, das liebenswürdige Lottchen, lebt noch in Hamburg und die Verehrer des großen Poeten wenden sich oft an sie, wenn irgend ein Aufschluß über sein Leben erforderlich ist.

Deutsche, Engländer und Franzosen bitten fortwährend um Autographen, aber Alles hat ein Ende und der Vorrath der Briefe, die sie besaß, ist erschöpft.

Mein Bruder besitzt noch 120 Briefe, die er aber nicht veröffentlichen wird, da sie nichts Interessantes für das Publikum enthalten.

Um den Bitten Aller zu genügen, ist meine Mutter genöthigt, Fragmente seiner Manuscripte herzugeben, die von meinem Bruder unterzeichnet werden, wodurch die Echtheit dieser Autographen bescheinigt wird.

Meine Mutter tritt in ihr 79. Jahr, ist jedoch so rüstig und lebhaft, daß man sie für 50 halten möchte. Sie hat Heinrich Heine's Geist geerbt und wenn sie redet, möchte man ihr immer zuhören, vorzüglich wenn sie von ihrem geliebten verewigten Bruder spricht.

Um das Andenken des berühmten Dichters zu

ehren, schickt man ihr Bücher und Blumen und Viele lassen sich ihr vorstellen um sie kennen zu lernen. Jeder wird mit gleicher Zuvorkommenheit empfangen und beim Fortgehen weiß man oft nicht, wen man mehr bewundern soll, den Bruder oder die Schwester.

Heinrich liebte sein Lottchen auf's Zärtlichste; die Zuneigung war gegenseitig und der Dichter widmete ihr als Beweis seiner Liebe eines seiner Werke.

Meine Mutter zeigte uns oft ihr Stammbuch, Erinnerungen ihrer Jugend, und mit Stolz betrachtete sie die Zeilen ihres Bruders, die er ihr einst hineinschrieb. Ein Beweis, mit welcher Anhänglichkeit und Treue er seiner Schwester ergeben war.

Das Gedenkblatt lautet:

„Wir können die Menschen füglich in zwei Klassen theilen: erstens diejenigen, die uns lieben; zweitens diejenigen, die uns oft und deutlich sagen, daß sie lieben.

Mich, liebes Lottchen, kannst Du dreist zur ersten Klasse rechnen. Ich bin Dir herzlich gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Düsseldorf, 20. Juni 1827.

Dein Bruder
H. Heine."

Der Dritte ist der Baron Gustav von Heine. Er wurde 1805 in Düsseldorf geboren, war in

seiner Jugend östreichischer Offizier und erhielt als Belohnung für sein in jeder Beziehung tadelloses Benehmen in den vierziger Jahren, wo noch die Censur eine mächtige Rolle im Staatsleben spielte, die Erlaubniß, ein Journal zur Mittheilung des Fremdenverkehrs in Wien, der geselligen Vergnügungen u. s. w. herauszugeben. Andere Zeiten kamen und Gustav Heine wußte mit Takt und geleitet von seinem hochpatriotischen Gefühle — für die kaiserliche Familie — das „Fremdenblatt" über die früher so enggezogenen Grenzen hinaus immer mehr und mehr zu erweitern und zu großer Bedeutung zu bringen.

Gustav Heine blieb immer reichstreu und zur Belohnung seiner antiliberalen Gesinnungen wurde er in den Adelsstand erhoben mit dem Prädikate von Geldern, dem Namen seiner Mutter.

Obgleich Heinrich mit seinem Bruder Gustav in politischer Hinsicht nicht übereinstimmte, liebte er ihn dennoch, wenn auch nicht so zärtlich wie Max und Charlotte, seine theuren Geschwister, deren Wohlergehen ihn fortwährend beschäftigte.

Als Heinrich schon in der literarischen Welt eine große Berühmtheit erlangt hatte, besuchte ihn eines Tages sein Bruder Gustav. Heinrich las ihm einige seiner Gedichte vor und meinte, sie würden gefallen!

„Gieb sie mir", sagte Gustav, „ich werde sie verbreiten und in meinem Fremdenblatte drucken lassen!"

Im ersten Augenblicke sah ihn der Dichter verwundert an ohne eine Antwort zu finden, doch nach einigen Augenblicken sah er lächelnd zu seinem Bruder auf und sagte mit halbzugekniffenen Augen — eine Angewohnheit, wenn er etwas Malitiöses sagen wollte — mit demüthiger Stimme und unschuldigem Aussehen: „Ach, daran habe ich gar nicht gedacht! Das ist eine ganz vorzügliche Idee: durch Dein Fremdenblatt kann ich noch berühmt werden."

Wenn Heine bei Laune war, verschonte er Niemand mit seinen sarkastischen Witzen, weder Verwandte noch Bekannte, doch Niemand wurde böse darüber.

Der jüngste der Brüder, Maximilian, wurde den 6. November 1807 in Düsseldorf geboren.

Nach Vollendung seiner medicinischen Studien trat er in den russischen Staatsdienst, nahm als Arzt am Krimkrieg Theil und überschritt unter Diebitsch 1828 den Balkan.

Er schrieb mehrere Abhandlungen über die Pest, Erinnerungen an H. Heine, verbesserte den Ambulanzdienst in Rußland und beschäftigte sich viel mit

Literatur und Wissenschaft. Nachdem er den Staatsdienst verlassen hatte, lebte Max Heine theils in Berlin, theils in Thüringen, fern von seiner Gattin, der verwittweten Arendt, Frau des Leibarztes des Kaisers von Rußland, besuchte dann und wann seine Schwester Charlotte in Hamburg und hielt sich fern vom öffentlichen Leben.

In seiner Jugend wollte er dichten und als er Heinrich seine Verse vorlas, sagte dieser begütigend:

„Schreibe Prosa, lieber Max, genug Unglück in der Familie an einem Dichter.“

Während der Ausstellung in Paris 1867 war Max mein steter Begleiter, und wie man sich leicht denken kann, war das Hauptthema unserer Unterhaltung: Heinrich Heine.

Stundenlang saßen wir beisammen im Hôtel de Bade, er wußte so interessant zu erzählen, daß ich oft die Zeit vergaß und wir uns erst nach Mitternacht trennten.

Ich wiederhole was er mir erzählte:

Heinrich hatte großen Einfluß auf meine Erziehung, gab mir gute Bücher zum Lesen und leitete meine Studien.

Eines Tages gingen wir zusammen spazieren. Heinrich bemerkte eine Spinne in ihrem Netze, die ihr zappelndes Opfer festhielt und umspann.

„Sieh“, sagte er auf die Spinne zeigend, „so geht es allen Dummköpfen im gewöhnlichen Leben, man saugt ihnen das Blut aus und bekümmert sich dann nicht mehr um sie! Die Spinne ist das Ebenbild der Gesellschaft, das Netz sind die falschen schmeichlerischen Worte, die die Gimpel anziehen und sie in's Verderben locken, aber der Weise und Starke macht es so —“. Er hob den Stock in die Höhe und zerstörte das Netz.

Die Spinne fiel auf die Erde; ich wollte sie zertreten.

„Nicht doch“, sagte Heinrich, „es genügte, das feindliche Werk zu zerstören. Hast Du mich verstanden?“

Max klagte mir schon damals, daß er krank sei, ich wollte es nicht glauben, ein so stattlicher rüstiger Mann!

„Wenn ich nur nicht sterbe, ehe ich meine Memoiren beendet habe“, sagte er mir oft, „denn sorgfältig habe ich alle Briefe meines Bruders aufbewahrt, die den ersten Platz in meinem Buche einnehmen werden.“

Er notirte Alles, besuchte auch die Wittwe seines Bruders und wollte das kleine Heft Memoiren mitnehmen, welches sie ihm aber ebenso hartnäckig verweigerte, wie allen Anderen.

Niemand hatte eine Ahnung von dem nahen Tode meines Onkels als er krank in Berlin darniederlag und Niemand konnte Zutritt zu ihm erlangen, nicht einmal meine Schwester, die in derselben Stadt wohnt.

Nur Gustav Heine, von seinem Schwiegersohne Graf Jizzo di Noris begleitet, eilte von Wien an's Krankenbett seines Bruders.

Meine Mutter und mein Bruder erhielten die Anzeige seines Todes erst nach zwei Tagen und meine Mutter war lange krank, so tief betrübte sie diese Trauernachricht.

Max Heine starb an einer Herzlähmung den 6. November 1879, an seinem Geburtstage um 2½ Uhr Nachts und blieb bis zum letzten Augenblicke bei völliger Besinnung.

Man sagt, er habe vor seinem Tode gebeten, man möge alle Papiere verbrennen, die sich bei ihm vorfänden.

Es scheint mir fast unmöglich, daß ein so bedeutender Mann einen solchen literarischen Vandalismus begehen konnte.

Wer weiß, wohin sich die Memoiren verirrt haben und ob wir sie nicht eines Tages unter anderem Namen lesen werden!

Ich glaube, ich werde seinen Stil wieder er-

kennen, so wie auch mehrere interessante Bruchstücke, die er mir seiner Zeit vorgelesen hatte.

Der Onkel des Dichters, Salomon Heine, wurde 1767 in Hannover geboren und starb in Hamburg den 23. December 1844. Wir betrachten ihn als den Chef unserer Familie. Seine Gemahlin, die schöne Betty Goldschmidt, starb nach vierzigjähriger Ehe. Sie war eine gute sanfte Frau und wußte den heftigen Charakter ihres Mannes zu mildern. Sie war das versöhnende Princip in der Familie, welches alle Streitigkeiten beschwichtigte und war der stete Anwalt ihres Neffen Heinrich, wenn er mit lobenswerther Beharrlichkeit die Kasse seines Oheims in Anspruch nahm.

Man sagt, Salomon Heine hätte seinen Neffen in seinem Testamente vergessen, er, der großmüthige, wohlthätige Mann! Heinrich glich dem Faß der Danaiden und keine Summe genügte zur Bestreitung seiner Ausgaben.

Salomon Heine setzte seinem Neffen eine Leibrente aus, die nach seinem Tode auf seine Frau Mathilde übertragen wurde.

Er gründete zum Andenken an seine geliebte

Gattin das Betty-Heine-Hospital in der Heinestraße in Hamburg.

In dieser Stiftung werden alle Hülfsbedürftigen aufgenommen, gleichviel welcher Religion sie angehören. Täglich und stündlich segnet man das Andenken an den menschenfreundlichen Stifter.

Salomon Heine hatte zwei Söhne, Herrmann und Karl. Der ältere starb 1830 in Rom und auch ihm wurde ein Denkmal gesetzt, die „Herrmann-Heine-Stiftung".

Karl war das Ebenbild seines Vaters, denn auch seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Ein schöner Mann, in der Blüthe seiner Jahre, starb er im Juni 1865.

Er war mit seiner Familie zur Erholung nach Baguères de Luchou gereist, und bei einem Spazierritt wurde er plötzlich vom Schlage gerührt, ohne seiner geliebten Gattin die Hand zum Abschied zu drücken!

Seine Frau, die liebenswürdige geistreiche Cécile Furtado, der Mittelpunkt der glänzendsten Gesellschaften, lebte in Paris, von Allen geliebt, geehrt und bewundert.

Heine nannte sie seinen Schutzengel, denn ihr verdankte er Vieles.

Madame Karl Heine besitzt viele Briefe meines

Onkels, die aber leider nie an die Oeffentlichkeit gelangen werden.

Ihre Adoptivtochter, eine bildschöne Frau, ist die Gattin des Generals Michel Ney, Herzogs von Elchingen.

Die Jugend des Poeten.

Meine Großmutter war die Lehrerin und Erzieherin ihrer Kinder und hatte bedeutenden Einfluß auf die geistige Entwickelung ihres Sohnes Heinrich. Sie machte ihn mit den Meisterwerken deutscher Dichter vertraut und war die Einzige in der Familie, die sein aufkommendes poetisches Talent zu schätzen wußte.

Heinrich war ein lebhafter aufgeweckter Knabe und es hielt schwer ihn zum Stillsitzen zu bringen.

Mit einer unbegreiflichen Geduld, deren nur eine liebende Mutter fähig ist, lehrte sie ihn Lesen und Schreiben.

Im Hause Heine war ein großes englisches Kamin, eine Seltenheit in jener Zeit, das man im Sommer mit einer schwarzlackirten Platte verschloß, damit die Kinder beim Versteckspielen nicht hineinkriechen konnten.

Auf diese Platte schrieb meine Großmutter große Buchstaben mit weißer Kreide, die der zukünftige Dichter mit dem größten Fleiße nachahmte.

Auch wußte sie die Vaterlandsliebe bei ihren Kindern zu erwecken, denn damals war Deutschland in bedauernswerthem Zustande, zersplittert und zertheilt und nicht wie jetzt ein großes einiges Reich.

„Versprecht mir", sagte sie zu ihren Söhnen, „daß Ihr nie in kleinen Staaten leben wollt, sondern den Aufenthalt einer großen Stadt, in einem großen Lande wählen werdet, bleibt aber dennoch immer deutsch gesinnt und bewahrt ein deutsches Herz für Euer deutsches Vaterland."

Heinrich wohnte in Paris, Gustav in Wien und Max in Petersburg.

Letzterer schrieb über den Charakter seines Bruders:

„Goethe hat schon gesagt: ‚Wer einen Dichter genau beurtheilen will, muß seinen Geburtsort aufsuchen'. — Ich füge hinzu: und seine Jugendzeit kennen lernen.

„Um Heine zu verstehen und schätzen zu können, muß man die Eindrücke seiner Kindheit und seiner Jugend kennen lernen, so wie auch den Charakter der Bevölkerung von Düsseldorf und von Köln."

Diejenigen, welche das Leben und Treiben der Bewohner der Rheinlande kennen, den Carnevals=

festen beigewohnt haben und den lebhaften satyrischen Geist des Volkes kennen; diejenigen, welche die ersten traurigen und ernsten Eindrücke kennen, welche den primitiven Einfluß auf Heinrich Heine hatten, können seine poetische Begeisterung verstehen, mit der er seine ersten Lieder sang.

Der liberale Schallmeier, Direktor des Gymnasiums in Düsseldorf, übte einen großen Einfluß auf ihn aus und ihm verdankt er seine philosophische Erziehung, die vollkommen den Rationalismus erklärt, der sich durch seine Schriften zieht.

Dieser bedeutende Mann bemerkte, wie klug und wißbegierig der 10jährige Knabe war und leitete mit Umsicht seine fernere Erziehung.

Meine Großmutter erzählte mir, daß Schallmeier sie eines Tages besuchte und mit Entzücken von den Fortschritten seines Schülers sprach. Er machte ihr den Vorschlag, daß der Knabe Theologie studiren solle, ihn nach Rom zu schicken, wo er gewiß eine glänzende Carrière machen würde. Wer weiß, ob der kleine Heine nicht Cardinal oder sogar Papst geworden wäre, hätte die Mutter diesen Rath befolgt.

Bestimmt und unerschütterlich lehnte meine Großmutter dies Anerbieten ab und der gute Schallmeier war untröstlich ob des Verlustes, den die Kirche dadurch erlitt.

Heine mit dem rothen Käppchen auf dem Kopfe und dem ironischen Lächeln, welches seinen Mund umspielte, dem schönen Geschlecht den Segen ertheilend, hätte doch wahrlich einen spaßhaften Anblick gewährt!...

Meine Großmutter liebte die Jesuiten nicht und ich wundere mich, daß sie den Sohn im Lyceum erziehen ließ, da die Leitung desselben den Jesuiten anvertraut war. Aber nicht allein aus diesem Grunde widerstand sie den wiederholten Bitten der heiligen Väter, sie hatte beschlossen, ihn dem Kaufmannsstande zu widmen, weil sie glaubte, es wäre nützlicher und einträglicher, Bücher zu führen und Rechnungen zu schreiben, als im Seminar zu hocken und Gebete zu murmeln.

Als wir noch kleine Kinder waren, saßen wir oft auf Schemeln zu Füßen der Großmutter, sie selbst saß auf dem Lehnstuhle, meine Mutter daneben. Das war in der Dämmerungsstunde und dann baten wir: „Großmütterchen, erzähle uns etwas!"

„„Was soll ich Euch erzählen? Märchen und Anekdoten meines Wissens sind Euch bekannt, Ihr habt meinen Vorrath ausgebeutet und in meinem Alter ist die Erfindungsgabe nicht ergiebig.""

„So erzähle etwas von Onkel Harry."

„„Auch das habt Ihr schon so oft gehört!""

Dann schmeichelten wir der alten Frau, küßten und streichelten ihre schönen Hände . . ., sie ließ sich erbitten und wiederholte die alten Geschichten mit ihrer wohlklingenden Stimme mit rheinischem Dialekt, der sich so gemüthlich anhört.

Unsere Lieblingsgeschichten waren die kleinen Unarten, die der Onkel in seiner Jugend beging, Züge seiner Kindheit, die ihn charakterisirten.

Nachdem Heine lesen und schreiben gelernt hatte, schickte man ihn in eine Mädchenschule, deren Vorsteherin eine alte funfzigjährige Jungfer war.

Der Knabe war erst vier Jahre alt, lernte Alles mit der größten Leichtigkeit, aber das Stillsitzen war ihm unerträglich. Die Lehrerin bestrafte jede Unachtsamkeit auf's Empfindlichste und diese Strenge empörte ihn. Sie wurde ihm so verhaßt, daß er hin und her sann, wie er sich rächen könnte.

Eines Tages ließ die Lehrerin einen Krug mit Milch auf dem Tische stehen und so wie er sich unbeobachtet sah, nahm er ein Dintenfaß und goß den Inhalt in die Milch.

Hierauf stolzirte er in der Stube auf und nieder, die Hände auf dem Rücken, als ob nichts geschehen wäre!

Ein anderes Mal erwischte er die Schnupftabaksdose der Alten, leerte sie und füllte sie mit Sand.

Als die Lehrerin ihm eine Strafpredigt hielt und

ihn fragte, warum er dies gethan habe, antwortete er mit Nachdruck:

„Weil ich Dich hasse!"

Hier war seines Bleibens nicht länger und man schickte ihn in eine Knabenschule, dort war er in seinem Elemente, konnte nach Herzenslust toben und lärmen und sich mit seinen Mitschülern balgen.

Im zwölften Jahre schrieb er sein erstes Gedicht. Während des Tages war seine Zeit so in Anspruch genommen, daß er nicht genug studiren konnte, also nahm er die Nacht zu Hülfe. Seine Stube war sehr kalt und nicht genug erwärmt, wodurch er sich eine schwere Krankheit zuzog. Später wußte er sich eine wollene Mütze zu verschaffen und einen großen Pelz, um sich gegen die Kälte zu schützen.

Eine alte Köchin versah ihn mit Wachskerzen, und als sie sie ihm verweigerte, legte er sich auf's Bitten und Schmeicheln. Als auch dies nicht half, wurde er böse, gerieth in Zorn und sagte ihr derbe Grobheiten. Sie beklagte sich bei seinem Vater und nannte ihn einen bösen Buben, der Alles sage, was ihm in den Kopf käme.

Ich wiederhole, daß diese kleinen Anekdoten nur dazu dienen sollen, Heine's Charakter kennen zu lernen, weil sie uns ein besseres Bild von ihm geben, als alle wissenschaftlichen Kritiken.

Den Gedichten Heine's liegt oft eine wahre Begebenheit zu Grunde, die nur seiner Familie oder seinen nähern Freunden bekannt sind, wie z. B. der Wallfahrt nach Kevlaar, so wie auch dem Gedichte: „Du bist wie eine Blume ꝛc.", die von Vielen in Musik gesetzt wurde.

Als Heine in Berlin studirte, besuchte er alle Vergnügungsorte und führte ein bewegtes lustiges Leben. Eines Tages ging er Abends unter den Linden spazieren, träumend und dichtend, als er durch heftiges Schluchzen und Weinen aus seiner Ruhe aufgeschreckt wurde.

Er eilte dem Orte zu, woher das Weinen kam, und fand ein armes polnisches Judenmädchen, welches auf einem Steine vor Kranzler's Conditorei saß und verzweifelnd die Hände rang.

Auf seine Frage, was ihr fehle, klagte sie ihm weinend ihr Leid.

Gnesen war ihre Heimath und sie war mit ihrem Vater nach Berlin gereist, der hier bei seinen Glaubensgenossen eine Anstellung zu finden hoffte.

In der Nacht hatte man ihnen im Gasthofe, wo sie abgestiegen waren, ihre ganze Habe geraubt. Der Vater hatte sich sein Schicksal so zu Herzen genommen, daß ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte. Von Allen verlassen, unbekannt in der großen

fremden Stadt, wußte sie nicht an wen sie sich wenden sollte.

Heine suchte das schöne Mädchen zu beruhigen und führte sie zu seiner Freundin Rahel Levin. Diese nahm sie liebreich auf und veranstaltete eine Collecte, die so reichlich ausfiel, daß der ganze Schaden ersetzt wurde.

Sie ließ sie unterrichten und beschäftigte sich fortwährend mit dem jungen Mädchen. Rahel schwärmte für Goethe und sie suchte ihr Verehrung für den großen Dichter einzuflößen.

Mirjam hatte große schwarze Augen, war schön und Heine verliebte sich in sie, so daß Rahel befürchtete, eine neue Auflage des Gedichtes: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu" — zu erleben.

Trennung war das Loos der jungen Leute.

Nach einigen Monaten, die wie im Traume vergingen, erinnerte sich Mirjam ihrer Heimath und daß ihr Verlobter sie in Gnesen erwartete. Schwüre wurden gewechselt, von ewiger Liebe wurde gesprochen, man seufzte, weinte und am schmerzlichsten war die Abschiedsscene.

Aber das menschliche Herz ist stark, stärker als man glaubt, und ungeachtet der Liebesleiden kann man ungefährdet weiter leben.

Auch Heine tröstete sich bald. Das brillante Leben in der Hauptstadt, die fortwährenden Vergnügungen und Festlichkeiten, selbst die Ausschweifungen, boten dem Dichter hinlängliche Abwechslung dar, die, obgleich sie die Leere seines Herzens nicht auszufüllen vermochten, ihn doch hinlänglich zerstreuten, um der Vernunft Gehör zu schenken. Während der Ferienzeit machte er einen Ausflug nach ..... Gnesen.

Und hier dichtete er der schönen Mirjam zu Ehren das reizende Gedicht:

> Du bist wie eine Blume,
> So hold und schön und rein 2c. 2c.

Ein anderes Gedicht hat folgenden Ursprung.

Schon als Kind war meine Mutter des Dichters Liebling, und des Morgens in aller Frühe, wenn die andern Mitglieder der Familie noch im tiefen Schlummer lagen, spielten Heinrich und Charlotte mit einander. Sie suchten Reime. Eines Tages quälte sich das kleine Mädchen vergebens, sie konnte die gewünschten Worte nicht finden. Sie wandte sich an den Bruder:

„Dir ist es leicht, Reime zu finden, mir wird es sehr schwer, wir wollen lieber ein anderes Spiel spielen. Ich werde eine Fee vorstellen, wir bauen einen Thurm, ich bewohne ihn; du bleibst draußen stehen, singst und findest Reime.“

Beinahe hätte dieses Spiel meiner Mutter das Leben gekostet.

Sie bauten einen Thurm! Im Wagenschauer standen viele leere Kisten, die beiden Kinder arbeiteten unermüdlich, bis sie eine Kiste auf die andere gehoben hatten und ihr Gebäude 10 Fuß Höhe erreicht hatte. Dessen ungeachtet fanden sie, daß der Thurm noch immer nicht hoch genug war. Die Kleine kletterte hinauf, bis an die letzte Kiste und sprang hinein. Die Fee verschwand, da die Kiste höher war als das Kind. Sobald Heinrich seine Schwester nicht mehr erblickte, wurde ihm bange, er lief nach Hause und rief um Hülfe. Charlotte versuchte sich zu befreien, die Kisten fingen an zu schwanken und furchterfüllt kauerte sie leise weinend in einer Ecke.

Um recht schön zu erscheinen, hatte sie ihr bestes Kleid angezogen und beim Hineinspringen bedeutend zerrissen. Sie fürchtete die Folgen, da meine Großmutter eine strenge Frau war und jeden Ungehorsam unerbittlich bestrafte.

Das Ende dieser Geschichte erzählte uns meine Mutter mit folgenden Worten:

„Als man mir zu Hülfe eilte, blieb ich still und und stumm in meiner Ecke sitzen, doch als ich das Klagen und Weinen meines Bruders hörte, rief ich ihm zu: ‚Ich lebe, aber mein Kleid ist zerrissen!‘

„Nicht ohne Schwierigkeit wurde ich aus meinem sogenannten Thurm hervorgeholt und Heinrich umarmte mich stürmisch, überglücklich sein Schwesterchen unbeschädigt wieder zu sehen.

„1855, zwei Monate vor seinem Tode, als ich ihn zum letzten Male sah und wir von den glücklichen Tagen unserer Kindheit sprachen, erzählte er mir, daß er nie den freudigen Eindruck vergessen habe, den er damals als 8jähriger Knabe empfand."

— — — — —

Wie falsch wird Heine oft beurtheilt, wenn man behauptet, es hätte ihm an Herzensgüte gefehlt und er wäre undankbar gewesen.

Er war mitleidig und freigebig, wenn seine Mittel es erlaubten, liebte seine Mutter auf's Zärtlichste und verherrlichte sie in seinen Liedern, z. B. in „Nachtgedanken". Seine Züge verklärten sich auch noch in späteren Jahren, wenn er von seiner Mutter und Schwester sprach.

Obgleich in der Ferne, war er doch stets in Gedanken bei uns und ein steter Briefwechsel mit seiner Familie, vorzüglich mit meiner Mutter, benachrichtigte ihn von Allem was uns betraf.

Eines Tages schrieb sie ihm, daß die Familie meiner Schwester um ein Glied reicher geworden

wäre — er antwortete: „Also, das Vögelchen hat gekalbt!“

Alles interessirte ihn, was uns betraf, unsere Gesundheit und unsere Studien und oft schickte ihm meine Mutter unsere Aufsätze nach Paris, die dann nach Verdienst mit Lob oder Tadel zurückgeschickt wurden. Wie freuten wir uns, wie stolz gingen wir einher, mit welcher Protectormiene sahen wir auf unsere Mitschüler herab, wenn Heine uns aufgemuntert hatte, nur so fortzufahren.

Er schickte uns schöne Bücher, aber immer nur deutsche, die die Mutter sorgfältig verschloß, damit unser kindlicher Muthwille sie verschonte.

Heine liebte Kinder und während seiner Krankheit ließ er die schönen kleinen Mädchen seiner Nachbarin holen, die spielend sein Schmerzensbett umringten. Leider hatte ihm die Vorsehung den Trost versagt, eigene Kinder liebkosen zu können.

Alles was man über seinen Weltschmerz fabelt, ist nur der Erguß seines poetischen Gemüthes, welches sich jedem Gefühle anpaßte und ihn zu Schmerz oder Freude begeisterte.

Max Heine sagt in seinen Erinnerungen: „Der Schmerz in der Brust des Dichters war nur der Reflex, sowohl des einzelnen Individuums, als ganzer Völker. Jeder Leidende, jeder Verzweifelnde, jeder

glücklich oder unglücklich Liebende fand eine willkommene Stätte in Heine's poetischer Seele. Sein poetisches Mitgefühl war so mächtig, daß er den beginnenden Schmerz seines eigenen Herzens verklingen ließ, im Objectiven verschwand sein eigenes Leid."

Andere behaupten, daß eine unglückliche Liebe ihm seine Lieder eingab. In unserer Familie sprach man oft von einer Zuneigung, er schwärmte für seine Cousine Amalie, Tochter des reichen Salomon Heine, und hätte sie gewiß auch gerne geheirathet, aber wie konnte ein armer Dichter ohne Stand und Vermögen einem so wohlhabenden Mädchen seine Hand bieten?

Malchen heirathete einen reichen Gutsbesitzer in Königsberg und empfing den geistreichen Vetter stets mit Vergnügen, ohne Liebesschmerz und ohne Liebesqual.

G. de Nerval, der französische Uebersetzer von Heine's Gedichten, erzählt auch von der unglücklichen Liebe des Dichters, die jedoch in's Reich der Mythe gehört. Bei einer Zusammenkunft mit dem Schriftsteller Schmidt-Weißenfels 1850 behauptete er:

„Was ich zuerst ahnte, gestand Heine mir später selbst, nachdem er mich auch näher kennen gelernt hatte. Wir litten Beide an einer und derselben Krankheit: wir sangen Beide die Hoffnungslosigkeit einer Jugendliebe todt. Wir singen noch immer und sie stirbt doch nicht! Eine hoffnungslose Jugendliebe

schlummert noch immer im Herzen des Dichters; wenn er ihrer gedenkt, kann er noch weinen, oder er zerdrückt seine Thränen aus Groll.

„Heine hat mir selbst gestanden, daß, nachdem er das Paradies seiner Liebe verloren hatte, die letztere für ihn nur noch ein Handwerk blieb.“

Wohl möglich, daß Heine einst bei guter Laune ihm seine Liebesleiden klagte, welches bei seinem ironischen Charakter nicht unmöglich ist, vielleicht nur darum, um sich nachher darüber lustig zu machen und sich selbst zu widersprechen.

Heine's poetischer Genius war so mächtig in ihm, daß die Thränen Anderer seine eignen Schmerzen zurückdrängte und ihn zu neuen Liedern anregten.

Und dennoch schleicht sich die beißende Satyre und Ironie in alle seine Gedichte ein, die wie Irrlichter auftauchen und neckend an uns vorüberhuschen.

Neider und Kritiker nennen seine Ironie oft trivial; mir scheint es nicht so. Z. B. der Dichter singt:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt,
Der Andere liebt eine Andre
Und hat sich mit ihr vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten, besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Wie viele Biographen haben nicht dieses Gedicht ausgebeutet, als ob es den ganzen Liebesroman Heine's enthielte, und dennoch war es nur ein Ausgebilde seiner Phantasie, ein ideales Gefühl, welches dem Anschein nach Wahrheit enthielt.

Möglich, daß die Heirath seiner Cousine ihn unangenehm berührte und ihn auf unsanfte Weise aus seinen Träumen rüttelte, aber dennoch gab er sich nach wie vor allen Genüssen des Lebens hin und nur selten beschlich Trauer und Wehmuth sein Gemüth.

Es ist fast unbegreiflich, mit welcher Lebhaftigkeit und Leichtigkeit er von einer Idee zur andern übergeht und so ganz ex abrupto die Form und Weise seiner Gedichte ändert.

Vom Idealen zum Sentimentalen verfällt er plötzlich in's Materielle und Plastische, indem er ausruft:

„Es ist eine alte Geschichte,
„Doch bleibt sie ewig neu";

und mit derselben Leichtigkeit kehrt er in's Edle und Sentimentale zurück:

„Und wem sie just passiret,
„Dem bricht das Herz entzwei."

Warum gerade das suchen, was nun einmal nicht vorhanden ist?

Manche Biographen haben seinen Charakter richtig zu schätzen gewußt; aber Niemand kennt die genaue

Geschichte seiner Jugendjahre, und eben hier muß man die Anregung zu seinen ersten Gedichten suchen.

Seine Art zu dichten, wird stets unerklärlich bleiben, da er, ungefähr wie Zigeuner- oder arabische Musik, vom Fröhlichen zum Traurigen, vom Ernsten zum Lustigen mit einer unglaublichen Leichtigkeit den Rhythmus wechselt; er beschreibt Geister und Gespenster etwa nach Kinderart, doch stets originell in seinen Gefühlen, er hat eine Art und Weise uns zu entzücken, wie sie nur ihm allein zu eigen war. Heine ist eine der originellen Räthselnaturen, in denen sich Scherz und Ernst, Gluth und Kälte vereinen.

Wie ich schon vorher bemerkte, entwickelte sich Heine's Dichtertalent schon im 10. Jahre, bei einer Gelegenheit, die ich erzählen werde.

Meine Mutter wurde in einem Kloster erzogen, d. h. sie ging dort in die Schule, die zwar von Nonnen geleitet wurde, welche jedoch aufgeklärt genug waren, den besten Professoren der Stadt den Unterricht für Geschichte, Geographie und Literatur anzuvertrauen.

Professor B . . . . . erzählte seinen Schülerinnen eine Geschichte, die sie zu Hause niederschreiben mußten.

Nach den Schulstunden setzte meine Mutter sich an die Arbeit, doch so viel sie auch nachdenken mochte, sie konnte sich des Inhalts der Erzählung nicht mehr entsinnen.

Mit den Armen auf dem Tische, unthätig in's Weite starrend, rollten große Thränentropfen über ihre Wangen und so fand Heinrich sein Schwesterchen.

„Was giebt's?" fragte er.

„„Die Geschichte, die ich niederschreiben soll, ist mir entfallen . . . was soll aus mir werden, wie kann ich morgen vor dem Professor erscheinen . . ."" und heftiges Schluchzen verhinderte sie weiter zu sprechen.

„Beruhige Dich, liebes Lottchen", begütigte sie der Bruder, „suche nur Dich zu erinnern, von welchem Gegenstande der Lehrer sprach, gieb mir eine Andeutung, den geringsten Anhalt, und ich schreibe Dir eine prächtige Geschichte."

Nach einer Stunde brachte er seiner Schwester das Heft; glücklich und vergnügt, von dieser unangenehmen Arbeit befreit zu sein, legte sie es in ihre Schulmappe, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen.

Den folgenden Tag legte sie ihr Heft zu den andern und nachdem der Lehrer sie alle beisammen hatte, nahm er sie mit nach Hause, corrigirte sie

und gab, je nachdem man es verdiente, gute oder schlechte Punkte.

Meine Mutter trug das Köpfchen hoch und erwartete gelobt zu werden; doch zu ihrem größten Erstaunen behielt der Lehrer ihr Heft zurück. War die Geschichte zu lang — hatte er sie nicht gelesen?

Nach Beendigung der Lehrstunde ließ der Professor sie rufen.

„Wer hat dies geschrieben?“ auf das Heft zeigend.

Ohne Zögern antwortete sie: „„Ich!““

„Ich werde weder schelten noch Dir Vorwürfe machen“, sagte er sie ermuthigend, „nur sage mir: Wer hat dies geschrieben?“

Beschämt, eine Unwahrheit gesagt zu haben, nannte sie den wahren Verfasser.

„Dies ist ein Meisterwerk“, rief er aus.

Zwei andere Professoren hatten diesem kleinen Verhöre beigewohnt, und Professor B. las ihnen den Aufsatz vor. Es war eine grausige Gespenstergeschichte und mit so lebhaften Farben geschildert, daß das kleine Mädchen laut aufschrie.

Als sie zu ihren Mitschülerinnen zurückkehrte, erzählte sie ihnen von dem Gespenste mit den feurigen Augen, dem Pferdefuß, dem feuerspeienden Rachen, der so groß war, daß er Alle verschlingen konnte.

Furcht und Grauen herrschte unter den Mädchen

und manche wischte heimlich die Thränen aus den Augen.

Professor B. besuchte meine Großmutter und beglückwünschte sie, einen so geistreichen Sohn zu haben, der mit solcher Leichtigkeit ein solches Meisterwerk zu Stande bringen konnte.

Der Knabe wurde gerufen, blieb jedoch kalt bei allen Lobeserhebungen, denn er glaubte nicht etwas Besonderes geschaffen zu haben. Der Lehrer wollte durchaus das Manuscript behalten, allein er bekam nur eine Abschrift.

Das Original wurde sorgfältig aufgehoben, aber leider wurde auch diese Schrift beim großen Hamburger Brande zerstört, sowie auch die Fortsetzung des Rabbi von Bacherach, ein Werk, welches nie vervollständigt wurde.

Mit thränenden Augen erzählte die Großmutter oft von diesem Verluste. Sie betrauerte weder Diamanten noch Perlen, alte Spitzen, Silber und Kostbarkeiten, nur die Papiere und Schriften ihres Sohnes schienen ihr ein beklagenswerther Verlust, denn alles Andere konnte für Geld wieder angeschafft werden.

Nur durch ein Wunder wurde die alte Frau vom Feuertode errettet und mit der Nachtmütze auf dem Haupte und einem Schlafrock bekleidet, entkam sie

dem brennenden Hause, welches fünf Minuten später mit schrecklichem Krachen zusammenstürzte.

Immer und immer wieder sprach sie von den verlorenen Schriften ihres Sohnes und wohl mit Recht, denn die Ergießungen seines jungen Herzens, die ersten Klänge seiner Muse, waren in der That unersetzbar und ein großer Verlust für die Nachwelt.

Eine andere Begebenheit erregte großes Aufsehen in Düsseldorf, welche für Heine's Geistesgegenwart spricht.

Es war Jahrmarkt; die Dienstboten erhielten die Erlaubniß ein Tanzlocal zu besuchen, die Mutter und die Kinder mit einer alten tauben Magd blieben zu Hause.

Die Kinder saßen bei der Mutter und hörten ihren Erzählungen zu, als plötzlich ein heller Lichtstrahl in's Zimmer drang und die Flammen aus dem Nachbarhause prasselnd emporschlugen.

Das Haus gehörte einem Bierbrauer, dessen große Malzvorräthe sich entzündet hatten. Schleunige Hülfe that Noth und man eilte zum Nachbar, der noch Nichts bemerkt hatte. Das Feuer wurde gelöscht ohne viel Unheil angerichtet zu haben.

Dankbar geleitete der Brauer meine Großmutter,

von den Kindern gefolgt, bis an die Thür ihrer Wohnung.

Doch welche unangenehme Ueberraschung, die Hausthür war in's Schloß gefallen, unmöglich sie von außen zu öffnen. Man schellte und schellte, aber vergebens. Die alte Magd nähte in einer Hinterstube, ihre Taubheit verhinderte sie, uns zu hören.

„Mutter", sagte Heinrich, „sieh, die Thür des Wagenschauers ist unverschlossen; von hier aus können wir in's Haus gelangen."

Eine große Reisekutsche stand hier, mit grauem Leinen behangen.

Im Vorbeigehen bemerkte Heinrich, daß ein Mann unter den Wagen huschte. Weder mit einer Miene noch einem Ausruf verrieth er, was er gesehen hatte.

„Mütterchen", sagte er, „ich kehre gleich zurück, ich habe mein Taschentuch beim Nachbar vergessen."

Die Mutter hatte keine Ahnung von dem, was ihr Sohn gesehen hatte, und wollte ihn zurückhalten, aber er lief lachend davon und berichtete dem Nachbar was er gesehen hatte.

Dieser versammelte seine Knechte, bewaffnete sie mit Knütteln und Heugabeln, folgte dem kleinen Heine in die Remise und fand den Mann, mit einem großen Messer bewaffnet, unter dem Wagen.

Er wurde hervorgezogen und geknebelt. Es war

ein entlaufener Sträfling und als die Polizeidiener ihn abholten, wandte er sich an den Knaben mit diesen Worten:

„Erinnere Dich, Du kleine Canaille, wenn ich wieder frei werde bringe ich Dich um!"

Viele Jahre vergingen. Heine studirte in Bonn und reiste zum Vergnügen nach Aachen, um der Hinrichtung eines Missethäters vermittelst der Guillotine beizuwohnen.

Einer der Studenten, welcher Phrenologie studirte, erhielt die Erlaubniß den armen Sünder im Gefängnisse zu besuchen, um wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen.

Heine's Neugier war erregt und er bat seinen Freund ihn begleiten zu dürfen, doch wie unangenehm wurde er berührt, als der Mann einen Schrei ausstieß und Heine in ihm den Sträfling erkannte, der in der Remise festgenommen wurde. Am folgenden Tage wohnte er der Hinrichtung bei und behauptete, daß der zum Tode Verurtheilte ihn erkannt und ihm einen haßerfüllten Blick zugeworfen habe.

Von dieser Zeit an konnte er nicht mehr von Hinrichtung und Schaffot sprechen hören, sogar der Name Aachen versetzte ihn in nervöse Aufregung.

Sein nervöses Leiden vermehrte sich mit den Jahren; lautes Sprechen, Clavierspielen, jeder Lärm war ihm unangenehm und berührte ihn schmerzlich, sogar seiner Schwester, die ein angenehmes, klangvolles Organ besitzt, sagte er sehr oft: „Liebes Lottchen, schrei nicht so laut".

Sein Gehör war so scharf, daß er im Bette, welches mit einem Wandschirm umgeben war, Alles hörte was man draußen sprach.

Meine Mutter erzählte uns noch eine andere Episode aus seiner Kindheit.

Heinrich und Charlotte waren noch ganz kleine Kinder, als sie an den Masern erkrankten und längere Zeit das Zimmer hüten mußten. Um sie zu beschäftigen, gab man ihnen eine Kiste voll bunter Lappen.

„Was sollen wir damit anfangen?" fragte Charlotte.

„„Wir wollen eine Narrenjacke davon machen"", antwortete Heinrich, und Beide fingen emsig an zu nähen. Die Schwester, mit ihrer angeborenen Lebhaftigkeit, warf bald die Arbeit fort, aber Heinrich nähte mit großem Eifer, bis die Jacke fertig war, denn er wollte sie während der Carnevalszeit tragen.

Endlich kam der ersehnte Tag heran, aber man erlaubte ihm nicht dieselbe anzuziehen. Aergerlich und unmuthig schenkte er sie einem Nachbarskinde.

Nach vielen Jahren, als Charlotte längst verheirathet war und in Hamburg wohnte, begegnete sie eines Tages einem gutgekleideten Matrosen, der sie ehrerbietig grüßte und folgendermaßen ansprach:

„Sie erkennen mich wohl nicht? Ich bin jener Knabe, dem ihr Bruder einst eine Narrenjacke schenkte; damals wußte ich diese Gabe nicht zu schätzen, doch habe ich sie immer sorgfältig bewahrt. Vor nicht langer Zeit, habe ich sie in 17 Stücke zerschnitten und unter meine Freunde vertheilt, die ein Andenken von unserm berühmten Dichter besitzen wollten."

Meine Mutter erstaunte, daß ein Mann aus dem Volke eine so wohlgesetzte Sprache führte; sie erkundigte sich nach seinem Namen, seiner Wohnung und ließ ihn später zu sich einladen, wo er von Allen auf's Freundlichste empfangen wurde.

Als meine Mutter in Paris war, erinnerte sie ihren Bruder an die Jacke und erzählte ihm ihre Begegnung mit dem Matrosen.

„Ueber dieses Thema werde ich Dir ein Gedicht machen und Du sollst herzlich darüber lachen."

Leider wurde dieses Gedicht nicht mehr geschrieben, der Tod ließ ihm keine Zeit dazu!

Heinrich setzte seine Studien fort und war immer einer der Ersten unter seinen Mitschülern; seine Mutter, eine große Verehrerin der schönen Künste, wollte daß ihr Sohn ihrem Beispiel folge.

Man engagirte einen Zeichenlehrer, der arme Mann wohnte entfernt von der Bölkerstraße und war so müde wenn er ankam, daß er sogleich einnickte.

Heine hatte bedeutende Anlagen zum Zeichnen, wurde der Sache aber bald überdrüssig und suchte den Lehrer zu entfernen.

Eines Tages zeichnete er einen Eselskopf auf einen Bogen Papier, befestigte das Blatt auf den Rücken des Lehrers, der nichts bemerkte und ruhig weiter schnarchte. Beim Fortgehen wurde er von allen Gassenbuben verfolgt und verhöhnt, bis eine alte Frau ihn mitleidsvoll von diesem Aushängeschild befreite.

Empört kehrte er zu Herrn Heine zurück und beklagte sich über den ungezogenen Knaben..

„Es scheint mir unmöglich", sagte Herr Heine, „daß mein Sohn einen solch unpassenden Scherz ausüben konnte, ohne daß Sie es bemerkten, denn Sie sind doch gewiß die Aufmerksamkeit selbst während der Lehrstunde.

Heinrich stand ängstlich horchend in einer Ecke,

denn er fürchtete die wohlverdiente Strafe seiner That, doch als er den Vater so sprechen hörte, näherte er sich und sagte vorlaut: „Papa, er schläft während der ganzen Stunde und träumt laut von seinen Schulden".

Nun sollte Heinrich Musik studiren und er wählte die Violine.

Ein berühmter Lehrer wurde engagirt und die Stunden nahmen ihren Anfang. Nach 3 Monaten ging meine Großmutter an der Stube vorbei, wo Heinrich mit seinem Lehrer studirte und angenehm überrascht blieb sie an der Thür stehen, den lieblichen Tönen lauschend, die ihr entgegenhallten.

„Mein Sohn ist ein Wunderkind", dachte die Mutter und wollte dem Lehrer ihre Zufriedenheit beweisen.

Sie trat in's Zimmer — das Wort erstarb ihr auf den Lippen, wie angewurzelt blieb sie auf der Schwelle stehen!

Heinrich lag lang ausgestreckt auf dem Sopha, der Lehrer ging in der Stube auf und nieder und geigte seine schönsten Compositionen.

Heinrich war so in Gedanken vertieft, daß er das Kommen seiner Mutter überhört hatte und bemerkte ihre Gegenwart erst dann, als sie ihn unsanft aus seinen Träumen aufrüttelte.

„Schade, daß Du mich störst, die Töne der Musik kamen meiner Idee zu Hülfe und ich war eben im Begriff ein schönes Lied zu dichten.“

Dichten war seine Lieblingsbeschäftigung und jeden freien Augenblick benutzte er zu seinen Ergüssen.

Sein erstes Gedicht war einer Sängerin gewidmet und man findet es im Buch der Lieder: „An eine Sängerin als sie eine alte Romanze sang“.

In Düsseldorf wurde viel Musik getrieben, man hatte eine gute Oper unter der Leitung des Capellmeisters Burgmüller und die Primadonna war ein schönes junges Mädchen, „Caroline Stern“ genannt.

Sie hatte angenehme Manieren und eine schöne umfangreiche Stimme. Sie wohnte bei ihrer Mutter in größter Zurückgezogenheit und lebte nur ihrer Kunst. Sie wurde vom Publikum verzogen und Alle waren ihr gut.

Nur das Heine'sche Haus durfte sie besuchen, da meine Großmutter sie von Jugend auf kannte und sich ihrer annahm.

Sie machte ihr reiche Geschenke und wenn man ihre geschmackvollen Costüme bewunderte, so konnte man sicher annehmen, daß es Gaben meiner Großmutter waren.

Fräulein Stern sang eine alte Romanze in einem Wohlthätigkeitsconcert und entzückte alle Hörer. Man sprach aller Orten von dem jungen talentvollen Mädchen und alle Journale waren ihres Lobes voll.

Einige Tage nach dem Concert gab Madame Heine ein Souper, die Sängerin war geladen und auch die Kinder durften daran Theil nehmen.

„Es freut mich", sagte meine Großmutter, „daß Sie von Allen gelobt werden, sogar die Journalisten, die immer Alles bekritteln wollen, finden ihren Gesang untadelhaft, aber Einer hätte doch die Artigkeit haben können Ihnen ein Gedicht zu widmen."

Heinrich hörte andächtig zu und saß still und in sich gekehrt. Die junge Sängerin hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, sie gefiel ihm. Den folgenden Tag brachte er seiner Mutter ein auf Velinpapier geschriebenes und mit bunten Arabesken verziertes Gedicht, der Stern gewidmet, zu welchem der Gesang und die Schönheit der Sängerin ihn begeistert hatten.

Ueberrascht umarmte ihn meine Großmutter, denn in diesen Versen offenbarte sich schon die ganze Originalität des zukünftigen Dichters. Auch die Stern umarmte den kleinen Heine und nahm dankend das Gedicht an, welches sie stets sorgfältig aufbewahrt hat.

Wenn ich nicht irre, wurden diese Verse in einem Düsseldorfer Blatte veröffentlicht, ohne den Namen des Verfassers zu nennen.

Von dieser Zeit an behandelten Alle den Knaben mit mehr Achtung und Auszeichnung.

Was die Eltern auch thun mochten, um ihn zum Kaufmann auszubilden, war vergebens. Er wurde nach Frankfurt auf ein Comptoir geschickt, aber anstatt Zahlen zu schreiben, machte er Spottgedichte auf seine Vorgesetzten, die Alle zum Lachen brachten und die heilige Ruhe des Bureaus störte.

Sein Vater wollte einen letzten Versuch machen und bat seinen Bruder Salomon, ihn in seinem Geschäfte aufzunehmen, aber auch hier scheiterte Alles, weder Strenge noch Güte konnten ihn zum Banquier ausbilden. Anstatt Briefe zu schreiben oder aus dem Hauptbuche zu copiren, dichtete er, und wenn der Onkel die Bücher sehen wollte, fielen beschriebene Papierschnitzel heraus, die gerade nicht dazu dienten, die gute Laune des alten Heine zu erhöhen. Man sah endlich ein, daß der junge Mann zum Geschäftsleben nicht tauge und schickte ihn auf die Universität.

Heine's Studienjahre.

1817 reiste er nach Bonn. Verschwenderisch in seinen Ausgaben, genügte ihm sein Einkommen nicht, denn obgleich sein Vater ihm monatlich eine bedeutende Summe sandte und Salomon Heine noch 500 Thaler hinzufügte, war er dennoch immer in Geldesnöthen. Weder Ausschweifungen noch Trinkgelage verschlangen diese Summen, aber er gab und half mit großer Freigebigkeit, wenn man seine Hülfe in Anspruch nahm. Leider wurde recht oft mit seiner Herzensgüte Mißbrauch getrieben und Unwürdige erhielten seine Unterstützungen; doch konnte man von ihm mit Recht sagen: „Er gab, wenn er gab!"

Auf der Universität sollte er Rechtswissenschaft studiren. Die Pandekten wollten dem jungen Mann nicht munden und anstatt die Collegien zu besuchen, saß er zu Hause, dichtete und schrieb.

Hier war Steinmann Heine's steter Gefährte und er erzählte, daß ihn deutsche Geschichte und Literatur besonders anzogen. Die Vorlesungen von Radloff, Hüllmann und Schlegel besuchte er regelmäßig, studirte die Geschichte der deutschen Sprache, germanisches Staatsrecht, deutsche Urgeschichte, sowie Literaturgeschichte 2c. 2c.

Schlegel machte einen großen Eindruck auf ihn und hatte auch Einfluß auf seine späteren Studien.

Ich wiederhole hier was Heine selbst über den vornehmen, zierlichen und geistreichen Professor schrieb:

„Sein Aeußeres gab ihm wirklich eine gewisse Vornehmheit. Auf seinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige silberne Haare und sein Leib war so dünn, so abgezehrt, so durchsichtig, daß er fast aussah, wie ein Sinnbild des Spiritualismus. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erste große Mann, den ich damals gesehen und ich werde nie diesen erhabenen Anblick vergessen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der mir durch die Seele ging, wenn ich vor seinem Katheder stand und ihn sprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flausch, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handschuhe. Herr August Wilhelm Schlegel trug aber Glacé-Handschuhe und war ganz nach der neuesten Pariser Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Gesellschaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz selbst und wenn er vom Großkanzler von England sprach, setzte er hinzu: „mein Freund" und neben ihm stand sein Bedienter in der freiherrlich Schlegel'schen Hauslivree und putzte die Wachslichter, die auf silbernen Armleuchtern brannten und nebst einem Glase Zucker-

wasser vor dem Wundermann auf dem Katheder standen. Livreebedienter! Wachskerzen! silberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacé-Handschuhe! Zuckerwasser! Welch unerhörte Dinge im Collegium eines deutschen Professors. Dieser Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig und mich besonders und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O Du, der Du" ꝛc.

Seine beißende Satyre verließ ihn nie und trotz seiner Liebenswürdigkeit zog er sich viele Feindschaften zu.

Jeden Abend schrieb er nieder, was er am Tage gehört hatte und Alles war so reinlich und deutlich geschrieben, daß es eine Freude war. Meine Mutter besitzt noch Briefe aus dieser Zeit, denen leider die spätern wenig gleichen, da sie mit zitternder Hand und nur mit Bleistift geschrieben wurden.

Laube macht dem Dichter zum Vorwurf, daß seine Handschrift zu sauber war und sagt: „sie erinnert an eine Kaufmannshand, welche viel Allotria getrieben; bei ruhiger Abschrift ganz kaufmännisch fest und nur in starken Grundstrichen über den geschäftlichen Charakter hinausgehend, bei eiliger Zuschrift ohne diese Grundstriche und in dünner Undeutlichkeit hinfahrend."

Als ob es eine Schande wäre Kaufmann gewesen zu sein oder eine schöne Handschrift zu haben!

Heine kleidete sich immer mit Sorgfalt und Geschmack und schon in Bonn war es bekannt, daß er der Mode folgte und seine Kleider kein Fältchen werfen durften; seine Wäsche war untadelhaft. Spitzen-Jabots und fein gekräuselte Manschetten, wie man sie damals trug, durften nie fehlen.

Er war mittelgroß, hatte eine kleine weiße Hand, so schön geformt wie die seiner Mutter, edle Gesichtszüge, keinen Bart, lichtbraunes, nach damaliger Sitte ziemlich langes Haar, welches das feine Oval umrahmte. Eine griechische Nase, schön gewölbte Augenbrauen, helle blaue Augen, einen großen Mund mit vollen wollüstigen Lippen und mit sarkastisch verzogenen Mundwinkeln.

Dies war sein Aussehen vor seiner Krankheit, nachher wurden seine Gesichtszüge schlaff, denn der Schmerz grub Furchen in sein Antlitz und die fast immer geschlossenen Augen konnten die Gedanken seiner Seele nicht mehr kund geben.

In Bonn trug er einen schwarzen Sammtrock; dieser schien ihm zu abgenutzt, also bestellte er einen neuen, von blauem Sammt. Den alten versprach er seinem Barbier. Gewöhnlich hing dies Kleidungsstück an einem Mantelstock im Vorzimmer. Zu be-

stimmter Stunde brachte der Schneider den Rock, hängte ihn dahin, wo sich sonst der alte befand und ging davon.

Etwas später erschien der Bartkünstler um sein Amt zu versehen; beim Fortgehen sagte er ihm: „Heute kannst Du den Rock mitnehmen, er hängt draußen. Der Barbier erschöpfte sich in Danksagungen, machte Bücklinge über Bücklinge und trug den Rock fort.

Als Heine sich ankleiden wollte, suchte er vergebens den neuen Rock und war sehr enttäuscht ihn nicht zu finden. Er tröstete sich jedoch bald, und mit der größten Ergebung zog er das alte Kleidungsstück an und sagte lächelnd: „Hat das Barbierchen doch Glück gehabt!"

Diese Phrase ist in unserer Familie sprichwörtlich geworden, wenn Jemanden ein unverhofftes Glück in den Schooß fiel.

Heine's Art zu schreiben begann in dieser Zeit einen andern Aufschwung zu nehmen; Romanzen und Gedichte, die aus dieser Periode datiren, sind seinen früheren Versen sehr unähnlich.

Der Aufenthalt in Bonn wurde ihm zu langweilig und sagte ihm nicht länger zu. Eines Morgens, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, siedelte er nach Göttingen über. Göttingen entsprach

seinen Erwartungen nicht und er bereute bald, diesen Schritt gethan zu haben, da die Stadt düster und traurig war und die Menschen monoton und spießbürgerlich in den Tag hineinlebten. Meine Mutter behauptet, daß dieser Städtewechsel keinen andern Grund hatte, als andere Menschen und neue Gegenden kennen zu lernen. Da er keine weite Reise unternehmen konnte — seine Studien waren noch nicht beendet — begnügte er sich mit Göttingen.

Hier besuchte er täglich ein Wirthshaus, die Landwehr genannt, und mit ihm viele andere Studenten.

Ein schönes rüstiges Mädchen bediente die Gäste, war freundlich und zuvorkommend gegen Alle, ohne irgend Jemand zu bevorzugen.

Heine plauderte und scherzte gern mit ihr, das Mädchen war unbefangen und lebhaft, gab ihm aber nie den geringsten Anlaß sich Freiheiten herauszunehmen.

Eines Tages, bei einem Glase Rheinwein, umfaßte er das Mädchen und wollte sie küssen. Sie stieß ihn beleidigt zurück und hielt ihm eine beschämende Strafrede, so daß er und seine Genossen gesenkten Hauptes davongingen.

Während längerer Zeit vermied er das Wirthshaus zu besuchen und machte aus dem Warum kein Hehl, sondern erzählte offenherzig was ihm begegnet

war. Nach einem Monate jedoch kehrte er dorthin zurück, bestellte sein Essen, ohne das Mädchen anzusehen und summte ein Liedchen vor sich hin. Wie groß war seine Verwunderung, als sie lächelnd die Speisen auf den Tisch setzte und ihn also ansprach: „Herr Heine, ich bin Ihnen nicht böse, denn Sie machen eine Ausnahme von den andern Studenten, Sie sind ja ebenso berühmt wie unsere Professoren; ich habe Ihre Gedichte gelesen, die wunderschön sind und weiß sogar einige auswendig. Sie dürfen mich küssen in Gegenwart Aller, doch müssen Sie mir versprechen, so fortzufahren und noch recht viele schöne Lieder zu schreiben."

Jedesmal, wenn mein Onkel diese Anekdote erzählte, fügte er hinzu: „Diese kleine Belohnung war mir mehr werth, als Geld und Gold, welches meine Verleger Hoffmann & Campe mir schicken."

Er schrieb klägliche Briefe an seinen Freund Steinmann und jammerte nach den Wogen des Rheins, den schönen Mädchengestalten, die ihn nur noch im Traume umgaukelten und ihm die schönen Lieder eingaben. Sturmeswogen, Wellenschlag, blaue Fluthen, lieblich grünumrankte Wohnungen, dies Alles fehlte hier dem Dichter und melancholisch verstrichen ihm die Tage.

Ein Duell, in Folge eines beleidigenden Aus-

druckes mit einem Studenten, wurde durch einen Professor der Universität vereitelt und nöthigte Heine, Göttingen zu verlassen.

Heine zog hierauf nach Berlin. Seine ersten Gedichte kamen unter fremden Namen in einzelnen Zeitschriften heraus; er trug den Verlag seiner Gedichte dem Buchhändler Brockhaus in Leipzig an, doch dieser dankte ablehnend.

Heine's Trost war, daß die ersten Productionen Goethe's dasselbe Schicksal gehabt hatten; er wandte sich alsdann an den Buchhändler Maurer in Berlin, der 1821 seine Verse drucken ließ. Als Honorar bekam er 40 Freiexemplare!

Noch niemals hat ein Buch solches Aufsehen erregt wie dieses, denn es wurde vom Publikum förmlich verschlungen.

Hierauf veröffentlichte er „Das Buch der Lieder", gesammelte Gedichte in einem Bande. Auch dieses Buch wurde von Mehreren zurückgewiesen, doch endlich entschlossen sich Hoffmann & Campe in Hamburg, es für 40 Louisd'or zu kaufen.

Campe wurde sein Verleger und erwarb das Verlagsrecht für alle seine Werke.

Kurze Zeit nach ihrer Verheirathung besuchte Heine meine Mutter in Hamburg, seine Sehnsucht nach ihr war so groß, daß er nicht länger in der Ferne weilen konnte, ohne die Schwester wiedergesehen zu haben.

Bevor er etwas drucken ließ, las er es ihr vor, denn er hielt viel auf ihr Urtheil. Auf ihre Bitten blieb Manches ungedruckt, denn Charlotte war die Vertheidigerin derjenigen, die sein Sarkasmus angriff. Auch in unserer Familie gab es Neider und böse Leute, die dem jungen Dichter seine Triumphe nicht gönnten und ihm viel Böses nachsagten.

War der Dichter schlechter Laune, so war meine Mutter die Einzige, die ihn erheitern konnte und stets gelang es ihr, ihn zu zerstreuen und zu ermuntern.

Eines Tages kam die Rede auf Bonn und er erzählte ihr von seinem Universitätsleben, von Aachen und dem unangenehmen Eindrucke, den die Hinrichtung des Missethäters auf ihn gemacht habe.

Das Gespräch wurde durch den Besuch der Madame J—s unterbrochen. Heine, der sehr zerstreuter Natur war und Gott weiß an welche Dummheit dachte, brach plötzlich in ein schallendes Gelächter aus. Madame J—s sah ihn verwundert an. Als

Heine das dicke ärgerliche Gesicht sah, lachte er noch heftiger als zuvor.

Beleidigt watschelte die dicke Verwandte davon und verzieh dem Dichter nie seine schlecht angebrachte Fröhlichkeit. — „Aber, lieber Harry", sagte meine Mutter, „wie kannst Du nur so toll lachen? Was wird die J. jetzt über Dich schwatzen? Was wird sie von Dir denken?"

„„Dieser glänzende Misthaufen kann denken und erzählen, was er will, ist mir höchst gleichgültig"", antwortete Heine.

Seine Rücksichtslosigkeit hatte ihm eine neue Feindin zugezogen, denn wo sie hinkam, erzählte sie von Heine's unziemlichem Benehmen und fügte im prophetischen Tone hinzu: „Heine ist zu dumm, das Studiren wird ihm wenig nützen; Geldverschwendung! denn etwas Ordentliches wird er nie lernen".

An der neugegründeten Universität in Berlin setzte er seine Studien fort, er erwachte hier zu neuem Leben, machte die Bekanntschaft berühmter Leute, wie Savigny, Schleiermacher, Marheinecke, Göschen, Hecker, Bögh und Hegel. Man kann sich leicht denken, daß dieser Verkehr großen Einfluß auf seine geistige Entwickelung ausübte.

Man muß nicht glauben, daß ich Heine's Werke und Schriften kritisiren will, das überlasse ich Män-

nern von Fach, ich erlaube mir nur einige allgemeine Bemerkungen zu machen.

Als Heine's erste Schriften und Gedichte erschienen, stand er an der Spitze einer mächtigen Bewegung, die wie ein Ungewitter daherbrauste und das ganze sociale Leben und Getreibe in Aufruhr brachte. Das Geheimniß dieser literarischen Umwälzung ist vorzüglich in seiner ungebundenen Sprache und Form zu suchen und fesselt und entzückt zu gleicher Zeit. Alle Persönlichkeiten, von denen er spricht, sind so wahrheitsgetreu gezeichnet, daß er in dieser Beziehung sogar Tieck und Hoffmann übertrifft. Nur Eichendorff steht ihm ebenbürtig zur Seite.

Seine Beschreibungen der Natur sind unnachahmbar, wir glauben die Länder und Gegenden zu sehen, die er uns vorführt, und wie eine fata morgana ziehen sie an uns vorüber. Seine Balladen stehen denen Goethe's nicht nach und werden ewig den Deutschen in der Erinnerung bleiben. Wer Heine's Gedichte gelesen hat, wird sie nie vergessen, unwillkürlich tauchen seine reizenden Lieder immer wieder in uns auf und wieder und wieder lesen wir die „kleinen Lieder", die er aus seinen großen Schmerzen geschöpft hat.

Auch in Italien, der Wiege der Künste und der Wissenschaften, fängt man an fleißig Deutsch zu stu-

diren, um unsere deutschen Dichter in der Ursprache lesen zu können. In erster Reihe steht Heinrich Heine, der größte lyrische Dichter, den wir Deutschen je unser eigen genannt haben.

Carducci, Chiarini, Maffei, Zendrini*) und Andere

---

*) Bernardo Zendrini wurde 1839 in Bergamo geboren, starb den 7. August 1879 an den schwarzen Blattern in Palermo.

Wenn man von Heine spricht, so muß man auch an Zendrini denken, denn seine Uebersetzung der Heine'schen Dichtungen machte ihn in Italien und in Deutschland berühmt. Sein Vater Andrea war Arzt, gehörte den Carbonari an und wurde eingekerkert. Zendrini sprach oft von seinem Vater und seiner Gefängnißzeit in seinen Schriften.

„Tremara in ceppi il piede
„Dal desio di calcar l'alpe natio
„Ma incatenata, non languia la fede
„Nell italo destino."

Zendrini wurde in der deutschen Schweiz erzogen und war der deutschen Sprache so mächtig, daß man ihm kaum den Ausländer anhören konnte. Auf einer Reise am Rhein hörte er das berühmte Lied „die Loreley" und wurde so eigenthümlich davon berührt, daß er von dem Dichter bezaubert wurde. Er war so entzückt von den Liedern des Dichters, daß er überall eine Lanze für ihn brach, wenn Jemand ihn angriff oder seine Ironie und Satyre rügte, ihm war Alles gleich, Freund oder Feind, Mann oder Weib, Niemand durfte in seiner Gegenwart Heine's Verdienst schmälern.

Zendrini gerieth außer sich, wurde nervös, ungezogen

haben Heine übersetzt; ob es ihnen gelungen ist, Alles so wiederzugeben, wie er es geschrieben, mag dahingestellt sein. Maffei hat sogar Ratcliff übersetzt und es auf die Bühne gebracht.

Ratcliff und eine andere Tragödie Almansor wurden 1822 von Ferdinand Dümmler in Berlin veröffentlicht, der Dichter forderte 2 Louisd'or für jeden Druckbogen, welches ihm auch bewilligt wurde, doch als er dasselbe für andere Arbeiten verlangte, fand Dümmler die Forderung übertrieben; Heine wandte sich an Hoffmann & Campe, welche von der Zeit an seine Verleger blieben.

Ich begreife nicht, warum Maffei dieses schwache Werk (Ratcliff) auf die Bühne brachte, da Heine

---

sogar, wenn man Heine angriff, für ihn war er ein Gott, sein Vorbild, sein Meister.

Zendrini studirte Jurisprudenz in Pavia, aber Literatur und Poesie verleideten ihm den Codex. Beim Examen, welches er 1861 ablegte, war das Thema seiner Rede: die freie Kirche im freien Staate (Libera chiesa in libero Italo), dann sprach er über Cavour, sein Leben und Treiben und seinen Tod, brachte schöne Verse und der zwanzigjährige Jüngling wurde zum Professor am Lyceum in Como ernannt. Von hier wurde er nach Ferrara versetzt, später nach Padua.

Zendrini studirte nicht die Büchersprache, sondern die, die im Volksmunde lebt, und arbeitete lange Jahre bis er Alles vollkommen verstand, um Heine richtig wiedergeben

selbst es immer als eine unbedeutende Arbeit betrachtete.

Ratcliff wurde in Braunschweig gegeben und mißfiel, Heine fügte sich in sein Schicksal und außer Almansor und einigen Scenen für ein Ballet hat er nie wieder einen Versuch gemacht für die Bühne zu schreiben.

Ratcliff ist die Achillesferse und ich finde es sehr unpassend, daß man in Italien den Versuch machte, dieses Stück auch noch entstellt dem Publikum vorzuführen. Der unsterbliche Dichter steht so groß da, daß dieser kleine schwarze Punkt in seinen Werken ihm nicht schaden kann.

Wir Deutschen bewundern Ratcliff wegen der

---

zu können. Und dennoch findet man bei ihm Lücken und einige falschverstandene Strophen. Der Tonfall seiner Verse ist nicht immer der richtige, er that sein Möglichstes, Unebenheiten und Härten auszugleichen, und seine nächsten Freunde und Bekannten wissen, wie viel Mühe er sich gab, wie er feilte und wie oft er einen Vers umschrieb, wenn er ihm nicht gefiel.

Seine eignen Dichtungen sind fast subjectiv. „I due tessitori“ (die beiden Weber) ist eines seiner besten lyrischen Gedichte und „la gita ai mulini“ (der Ausflug nach den Mühlen) ist humoristisch.

Er war skeptisch und kritisch, in andern Gedichten sprach er zum Herzen und Jeder liest seine Schriften mit Vergnügen.

schönen Sprache, der erhabenen Gedanken der Satyre, die daraus hervorquillt, wegen Allegorien, die natürlich auch in der besten Uebersetzung nicht recht zur Geltung kommen können. Mag Andrea Maffei auch noch so gelehrt sein, noch so schön und zierlich übersetzen, die Sarkasmen Heine's, die gerade das Originelle seines Styls sind, finden wir nicht in seinen Uebertragungen.

Die deutsche Literatur verdankt dem berühmten Dichter Vieles, denn er war der Erste, der an den despotischen Ketten Goethe's rüttelte und den Muth hatte, sich von ihnen zu befreien. Er war der Erste, der den Kampf eröffnete, einen freien Gebrauch von der deutschen Sprache zu machen, seinem Genius zu folgen, wodurch seine Schriften so populär wurden.

Das mystische Gedicht Ratcliff, worüber so viel geschrieben und gesprochen wurde, muß man als einen Epilog zur Tragödie gleichen Namens betrachten, als traurige Erinnerungen, die den Dichter stets umschwebten und deren er sich nicht erwehren konnte.

In Berlin fand er freundliche Aufnahme bei Varnhagen von Ense und seiner Frau Rahel, die sich beide in den jungen Dichter verliebten. Seine satyrische Art zu plaudern, seine ironischen Bemerkungen

machten ihn zum Mittelpunkte der Gesellschaft, die Varnhagen's Haus besuchte, denn hier war der Sammelplatz aller berühmten und geistreichen Leute jener Zeit. Künstler und Schriftsteller fanden sich hier ein, Humboldt, Schleiermacher, Chamisso und Hegel waren hier tägliche Gäste. Mit Hegel hatte er oft heftige Discussionen, sie blieben jedoch stets Freunde.

Varnhagen und Frau schwärmten für Goethe, doch ihre Verehrung für den großen Dichter verhinderten sie nicht, den jungen Heine in Schutz zu nehmen und auf sein hochstrebendes Talent aufmerksam zu machen.

Man muß es dankbar anerkennen, daß er das Verdienst des jungen Dichters anerkannte und es öffentlich auszusprechen wagte, da er erst Weniges in die Welt hinausgeschickt hatte. Varnhagen's Goetheverehrung ist allbekannt, doch Heine ließ sich nicht davon hinreißen und verfolgte unbekümmert seine Bahn.

Ich glaube kaum, daß der Verfasser des Faust das neue Gestirn am literarischen Himmel mit Freuden begrüßte, denn er ahnte hier einen Rivalen und nie ließ Goethe dem jungen Manne Gerechtigkeit widerfahren.

Heine unternahm eine Reise nach Weimar, nur um den berühmten Mann kennen zu lernen, denn zu damaliger Zeit erkannte er in ihm seinen Meister.

Goethe empfing ihn wohlwollend, war aber ein wenig steif und stolz in seinem Benehmen. Man sprach von unbedeutenden Dingen, vom Regen, von der Witterung, als Goethe plötzlich das Gespräch unterbrach und ex abrupto den jungen Mann fragte:

„Woran arbeiten Sie denn jetzt?"

„„Am Faust"", war die Antwort.

Der zweite Theil des Faust war noch nicht erschienen und Goethe, ein wenig piquirt, fragte weiter:

„Und welche Geschäfte führen Sie nach Weimar?"

„„So wie ich die Schwelle Ihres Hauses überschritten habe, sind meine Geschäfte hier beendigt, Herr Rath.""

Hierauf nahm er freundlichen Abschied von Goethe, der, obgleich nicht sehr erbaut von diesem Besuch, ihn an die Thür geleitete.

In literarischer Beziehung hat Varnhagen dem Dichter wichtige Dienste geleistet. Er recensirte jedes einzelne Werk oft scharf, oft nachsichtig und durch diese Recensionen wurden seine Werke dem Publikum bekannt.

Das gute Einvernehmen zwischen Varnhagen und Heine wurde gestört, gute Freunde, die hin und wieder sich zwischen die beiden Freunde drängten, veranlaßten Zwistigkeiten, die jedoch bald ausgeglichen wurden, und von Neuem wurde ein Freundschafts=

bund geschlossen, der bis zum Tode Heine's dauerte. Er widmete Varnhagen sein geistreiches Werk „Atta Troll", welches überall so lebhaften Anklang fand.

Ludmilla von Assing*) hat 1865 die höchst inter-

---

*) Ludmilla Assing, geb. den 12. Februar 1821, starb 1880 in ihrer Villa bei Florenz. Sie war die Tochter der bekannten Schriftstellerin Rosa Maria Assing und Nichte des berühmten Schriftstellers Varnhagen von Ense.

Nach dem Tode ihrer Eltern kam sie mit ihrer jüngeren Schwester in das Haus Varnhagen's, bei dem sie bis zu seinem Ende verblieb, während ihre Schwester nach New-York ging, wo sie noch Mitarbeiterin mehrerer Zeitungen ist.

Im Hause ihres Onkels lernte sie viele bedeutende Persönlichkeiten kennen, wie Alexander Humboldt, v. Pfuel, Fürst Pückler-Muskau, Gutzkow, Sternberg, Mundt, Gottschall, Keller, Oehse, Wehl, Rodenberg, Lassalle u. Andere.

Hier vertrat Ludmilla die Hausfrau mit großer Liebenswürdigkeit und vielem Geist, allein nicht so geistreich und genial wie die unerreichbare Rahel.

Sie war nicht schön, aber eine anziehende Erscheinung, klein, mit feinen scharfen Zügen und unruhigen Augen, im höchsten Grade lebhaft und geistreich.

Eine Zeit lang schwärmte sie für Lassalle, von dem sie sich vollkommen beherrschen ließ. Ebenso kokettirte sie mit dem 70jährigen Fürsten Pückler, der ihre Schwäche mißbrauchte, um sie für seine literarischen Zwecke als Reklame zu benutzen.

Auf Lassalle's Rath und Beihülfe öffnete sie die gefährliche Pandorabüchse „aus dem Nachlaß Varnhagen's", der seine Nichte zur Universalerbin ernannt hatte.

essanten Briefe an ihren Onkel Varnhagen publicirt, doch Varnhagen's Briefe an Heine konnten in diesem Werke nicht erscheinen, da sie leider mit den andern Schriften, die meine Großmutter unter ihrer Obhut hatte, — wie schon früher erwähnt — bei dem großen Feuer in Hamburg verbrannten.

1825 wohnte Heine bei seinen Eltern in Lüneburg, um sich zum Doctorexamen vorzubereiten, welches er am 3. Mai 1825 mit gutem Erfolg bestand. Er

---

In Berlin wurde sie wegen Majestätsbeleidigung zu achtmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt, ergriff die Flucht und kam glücklich in Italien an, wo sie Garibaldi, Mazzini und dall'Anzaro kennen lernte.

Nach Erlaß der Amnestie kehrte Ludmilla auf kurze Zeit nach Berlin zurück, um ihre Freunde und das Grab ihres Oheims zu besuchen.

1874 heirathete sie einen 20 Jahre jüngeren italienischen Offizier, Namens Grimelli, der wegen Schulden seinen Abschied genommen hatte. Sie war sterblich verliebt in ihn, wußte aber dennoch mit Klugheit und Vorsicht die materiellen Interessen zu wahren.

Die Ehe fiel höchst unglücklich aus und schon nach wenigen Wochen wurden sie gerichtlich getrennt, welches für sie mit großen Geldopfern und schweren Leiden verknüpft war. Nach kurzer Zeit machte Gino Grimelli mit einem Pistolenschuß seinem Leben ein Ende.

Sie schrieb viele Memoiren und Biographien. Aufregungen und Seelenkämpfe raubten ihr den Verstand und sie starb wahnsinnig in einem Irrenhause in Florenz, fern von ihrer Heimath und nur von Wenigen betrauert.

wünschte eine Anstellung, doch trotz hoher Protectionen konnte er kein ihm zusagendes Amt erlangen.

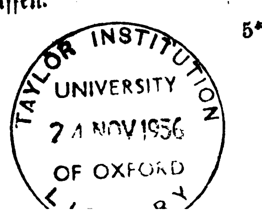
Um sich von seinen Studien zu erholen, ging er nach Norderney und machte dann einen Ausflug nach Hamburg.

1826 erschien der erste Theil seiner Reisebilder und 1827 der zweite Theil.

Meine Mutter machte kurze Zeit nach dem Erscheinen der Reisebilder eine Reise durch Deutschland und aller Orten wurde von ihrem Bruder und seinem Buche gesprochen. Heine war die Losung und noch jetzt ist sie stolz darauf, wenn sie von ihrer Reise erzählt.

Sie hatte einen Empfehlungsbrief an den Finanzminister K. in Frankfurt, der sie auf's Glänzendste empfing und sie der Familie Rothschild als Heine's Schwester vorstellte. Dieser Name allein genügte ihr, den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen, und sie war die Gefeierte, Gesuchte und der Mittelpunkt der Gesellschaft. Ihr zu Ehren wurde sogleich ein großes Diner gegeben und allen Anwesenden wurde sie als Heine's Schwester vorgestellt, ohne ihren wirklichen Namen zu nennen.

Herr K. nannte sie nun einmal nicht anders, als Madame, Heine's Schwester, um ihr mehr Ansehen zu verschaffen.



Den folgenden Tag gab Rothschild eine große Abendgesellschaft; meine Mutter verspätete sich ein wenig in einem andern befreundeten Hause und beinahe Alle waren schon versammelt, als sie endlich ankam. Mit Spannung wurde sie erwartet, die Diener eilten ihr geschäftig entgegen, der Eine nahm ihr den Mantel ab, der Andere die Kapuze und ein Dritter, ohne sie um ihren Namen zu fragen, riß die Thür auf und rief mit Stentorstimme: „Madame, die Schwester Heine's!"

Man kann sich leicht das Gelächter Aller vorstellen, sowie auch die Verlegenheit des Herrn Rothschild.

Meine Mutter stimmte fröhlich in's Gelächter ein und bald war der drollige Zwischenfall vergessen.

Nun ging es nach Düsseldorf, ihrer Vaterstadt, der meine Mutter noch jetzt ein treues Andenken bewahrt. Die Wiege ihrer Kindheit, die Freuden ihrer ersten Jugend, die ersten Triumphe ihres Bruders, diesen theuren Ort wollte sie wiedersehen und mit Freudenthränen begrüßte sie ihren Onkel von Geldern, den sie so zärtlich liebte und der es ihr reichlich vergalt.

Hier lernte sie Immermann kennen, einen intimen Freund ihres Bruders, und bei ihm sollte sie den Abend zubringen, um mehrere bedeutende Geister kennen zu lernen. Auch Immermann machte sich den

Spaß, sie als Heine's Schwester dem Direktor Scha... vorzustellen.

Sie erzählte dann in heiterer Laune den Vorfall im Hause Rothschild und man lachte herzlich über dieses qui pro quo.

Den eingeladenen Gästen wurde sie der Reihe nach als Madame Embden aus Hamburg vorgestellt, Immermann aber begleitete diese Worte mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

Meine Mutter, der es nicht an Geist fehlt, wandte sich an Immermann und sagte ihm, daß sie sich enttäuscht fühle, nach seinen Schriften hätte sie sich ihn ganz anders vorgestellt. Dies gab zu Discussionen Anlaß und nun hielt Immermann es nicht länger aus und sagte Allen, daß meine Mutter die Schwester Heine's sei. Nun war des Jubels kein Ende und ein Hurrah wurde dem berühmten Bruder gebracht. In ihr ehrte man den deutschen Dichter, dessen Name in Aller Munde war. Ihr Onkel, der sie begleitete, war stumm vor Erstaunen, denn noch nie hatte er so lauter Begeisterung beigewohnt, noch nie hatte er Gelehrte und Professoren, lauter ehrwürdige Leute, in so ausgelassener Stimmung gesehen.

Einige Tage später reiste meine Mutter nach Göttingen, wo sie Graf Platen kennen lernte; sie umging alle Fragen nach ihrer Familie, weil sie glaubte, der Name Heine würde bei Graf Platen keine angenehme Erinnerung erwecken, da der Dichter sich mit ihm entzweit hatte. Meine Mutter war entzückt von Platen, wünschte aber keine Erörterungen hervorzurufen und vermied ängstlich von den berühmten Reisebildern zu sprechen.

Der Graf besuchte sie und als er ihr beim Abschiede ehrerbietig die Hand küßte, sagte er:

„Gnädige Frau, wollen Sie mir eine Frage beantworten: haben Sie je die Bibel gelesen?"

Meine Mutter sah ihn erstaunt an und wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Kennen Sie, meine Gnädigste", fuhr er fort, „die Stelle in der heiligen Schrift: 'Bin ich der Hüter meines Bruders?' Seien Sie meiner höchsten Achtung versichert und genehmigen Sie die aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohl, mögen die Bäder von Schwalbach Ihnen Genesung bringen."

Meine Mutter blieb stumm und entließ ihn mit freundlichem Kopfnicken. Als sie ihrem Bruder diese Scene erzählte, wurde er ernstlich böse und sagte:

„Aber, liebes Lottchen, Du hast doch die Zunge am rechten Fleck, wie konntest Du schweigen und nicht

die Gelegenheit benutzen, ihm sein Unrecht gegen mich vorzuhalten?" Es war das erste Mal, daß er ungehalten mit der Schwester war, doch mit liebenswürdiger Hingebung wußte sie ihn bald zu versöhnen und das schöne geschwisterliche Verhältniß wurde wieder hergestellt.

In Berlin wurde Heine mit der Familie Stieglitz bekannt, die ein reizendes Landhaus in der Nähe von Potsdam bewohnte, welches einfach, aber sehr comfortable eingerichtet war. Max Heine, der seinen Bruder begleitete, erzählt in seinen Erinnerungen, welchen Eindruck diese Bekanntschaft auf ihn machte:

„Wir wurden höchst liebenswürdig und zuvorkommend empfangen und Herr Stieglitz ließ vorzüglichen Kaffee serviren. Ich fühlte mich bedrückt, die ganze Umgebung behagte mir nicht. Verlegenheit beschlich mich, ich konnte keine geistige Ruhe in dieser phantastischen Umgebung finden.

„Stieglitz und Frau waren ernst und zurückhaltend in ihrer Unterhaltung, mein Bruder Heinrich hingegen in der ausgelassensten Laune. Sonderbarer Contrast, dessen schweigender Beobachter ich war.

„Ich erinnere mich nicht mehr, wie wir auf den Heldenmuth der Frauen während der französischen Revolution zu sprechen kamen.

„'Seit dem verflossenen Jahrhundert', hub Stieglitz an, 'giebt es keine erhabenen und glorreichen Frauen mehr, jetzt giebt es nur noch Weiber.'

„“Sie wollen vielleicht von den Berliner Waschweibern reden?” unterbrach Heine ihn lachend.

„Plötzlich verdüsterte sich Charlottens Antlitz; sie näherte sich ihrem Gatten, legte die Hand auf seine Schulter und sagte mit einem Tone, den ich nie vergessen werde:

„'Glaubst Du wirklich, daß es in unserem Jahrhunderte keine Frau giebt, die, dem Beispiele der Arria folgend, ihrem Manne den Dolch reicht, mit dem sie sich erstochen hat, als ob es eine Schachtel mit Naschwerk wäre?'

„“In diesem Falle”, erwiederte Heine scherzend, “wäre es dann eher der Mann, der dem weiblichen Geschlechte angehört.”

„Man sprach ferner von literarischen Erzeugnissen, Berliner Berühmtheiten, und nach einer halben Stunde schleppender Unterhaltung beurlaubten wir uns von dem sonderbaren Paare.

„Ich sah Charlotte Stieglitz nie wieder, doch hat sich der Eindruck an diese Begegnung nie in meiner

Erinnerung verwischt, denn dieses Gespräch war die Ursache der Katastrophe ihres Daseins.

„Während des Heimganges sprachen wir von dem jungen Paare und mein Bruder sagte folgende prophetische Worte:

„'Weißt Du, Max, die Stieglitz sind nicht glücklich: sie hadern nicht mit einander, aber sie sind nicht mit ihrem Geschick zufrieden und heute sage ich Dir, das wird kein gutes Ende nehmen, entweder wird Irrsinn sein Gemüth umfloren oder sie wird sich das Leben nehmen'.

„Leider wurden diese Worte bestätigt. Noch heute denke ich mit Trauer an den Tag, als sich in Deutschland die Nachricht verbreitete, Charlotte Stieglitz habe sich entleibt, um ihren Mann, einem Dichter, den sie hochschätzte, von den Ketten der Ehe zu befreien und um seiner Seele einen neuen Aufschwung zu geben. 1834 starb eine der edelsten, liebenswürdigsten Frauen, deren Opfer nicht genügte, um Stieglitz aus seiner Dunkelheit hervorzuziehen. Er starb unbeachtet 1849 in Venedig."

1827 reiste Heine nach London, durchstreifte ganz England und kehrte dann nach Deutschland zurück.

Der alte Salomon Heine, mein Großonkel, hatte

einen fürstlichen Landsitz in Ottensen, und obgleich ich noch ein Kind war, erinnere ich mich deutlich dessen, was der alte Heine erzählte.

Er hatte die Gewohnheit, im Schlafrock mit einer langen altväterischen Pfeife im Munde im Garten spazieren zu gehn, und wer ihm begegnete, mußte ihn begleiten.

Ich war immer zeitig im Garten und dann erzählte er mir Geschichten und Anekdoten, die mein kindliches Gemüth entzückten. Wenn er von seinem Neffen Heinrich sprach und von der englischen Reise, dann schwoll ihm die Zornesader auf der Stirn und er ließ sogar die Pfeife ausgehen, ein böses Omen, daß ein Ungewitter im Anzuge war.

Heinrich Heine bat bei seiner Abreise nach London, er möge ihm eine Empfehlung und einen Creditbrief an Rothschild mitgeben, was der alte Heine wohlwollend bewilligte. Der Credit lautete auf 400 Lstrl., er sagte ihm aber mit Nachdruck, das Geld nicht zu erheben, es sei nur pro forma und solle dazu dienen, ihm ein größeres Ansehen zu verschaffen.

Kaum war der Dichter in London angelangt, so war sein erster Gang zu Rothschild, er bat, ihm den Werth seines Creditbriefes auszuzahlen, welchen der Baron Nathan von Rothschild, ohne auch nur eine Bemerkung zu machen, sofort entrichten ließ.

Nach einigen Tagen bekam Salomon Heine folgenden Brief: „Ich war wirklich erfreut, Ihren liebenswürdigen Neffen kennen zu lernen und es gereichte mir zur größten Freude, ihm gefällig sein zu können, habe ihm den kleinen Credit ausgezahlt und bringe ihn Ihnen in Rechnung".

Mit diesem Gelde lebte Heinrich in Saus und Braus, bis Alles ausgegeben war und ihm nur noch das nöthige Reisegeld blieb, um nach Hamburg zurückzukehren.

Hier angekommen besuchte er sogleich seinen Onkel, aber welcher Empfang wartete seiner!

„Verschwender, Tollkopf! Aus Dir wird nie etwas Ordentliches werden, Du kannst Nichts als Geld verschwenden und Bücher schreiben."

Auch Heinrich's Charakter war aufbrausend, er nahm seinen Hut und sagte im Fortgehen:

„Weißt Du, lieber Onkel, das Beste an Dir ist daß Du meinen Namen trägst."

In München erzählt man von einer andern Anekdote, welche vom Selbstgefühl und der Unabhängigkeitsliebe des Dichters zeugt. Ueberall sprach man von Heine, sogar bei Hof, und bei einem großen Diner lobten einige Herren, die ihn kannten, seine

Verse und seinen beißenden Witz, sowie seine geistreiche und anziehende Unterhaltung.

Nach Tische ließ eine der königlichen Hoheiten ihren Adjutanten rufen und da sie gern berühmte Leute um sich versammelte, fragte sie:

„Wie kann ich wohl diesen originellen Dichter kennen lernen?"

„„Der Wunsch Eurer Hoheit kann leicht befriedigt werden, da ich weiß, wo er wohnt.""

Rasch schickte man einen königlichen Diener zu Herrn Heine und ließ ihn im Namen der Frau Prinzessin bitten, eine Tasse Kaffee bei ihr zu nehmen.

Die Botschaft wurde pünktlich ausgerichtet und Heine beantwortete sie:

„Mein lieber Freund, sagen Sie Ihrer königl. Hoheit, daß ich ganz ergebenst für die Ehre danke, die sie mir erzeigen will; aber ich habe die spießbürgerliche Gewohnheit, den Kaffee dort zu trinken, wo ich gespeist habe."

Bei einem späteren Aufenthalt in Hamburg spielte er seiner Schwester einen bösen Streich.

Alle Bekannte und Verwandte des Hauses Embden baten meine Mutter, eine Soirée zu geben, da Alle den berühmten Dichter kennen lernen wollten.

Sie ließ sich dazu bereden. Künstler, Gelehrte, Kaufleute, Banquiers alle wurden eingeladen und viele der Herren glaubten mit ihrem Reichthum zu imponiren und klapperten mit den Thalern in der Tasche. Ihre schönen Hälften waren mit Brillanten und Perlen behangen, doch glaube ich, daß die Wenigsten Heine's Schriften gelesen hatten, denn noch jetzt gilt dort derjenige für den genialsten, liebenswürdigsten und gescheitesten Mann, der seine Million Mark ins Trockene gebracht hat.

Meine Mutter ermahnte ihren Bruder, sich möglichst gut aufzuführen, den Leuten keine Bosheiten zu sagen und keinen Spott zu treiben. Heine versprach Alles aufzubieten, um ihren Wünschen nachzukommen, doch wie wurde sie enttäuscht!

Heine trat in die Gesellschaft, verbeugte sich stumm, nahm eine seiner kleinen Nichten auf den Schooß, scherzte mit ihr und erzählte ihr ein hübsches Märchen. Während meine Mutter von Einem zum Andern ging, Diesem und Jenem ein freundliches Wort zu sagen, verschwand der Dichter, ehe sie sich dessen versah.

Den folgenden Tag empfing sie ihn mit Vorwürfen und klagte, er habe sie lächerlich gemacht.

„Mein liebes Schwesterchen", antwortete Heine, „Du hast nur Eins vergessen . . ."

„„Das wäre?““ fragte meine Mutter.

„Mir eine Kette um den Hals zu legen und mich so im Zimmer herumzuführen und Jedem zu sagen: Meine Herren und Damen, schauen sie sich ihn an, das ist der Dichter Heinrich Heine, der nichts Anderes kann und weiß, als dem lieben Gott die Zeit zu stehlen und Verse zu machen“.

Andere Erinnerungen.

1828 unternahm er eine Reise nach Italien und ließ sich von seinem Bruder Max bis nach Kreuth, einem Badeorte in Tyrol, begleiten. Von hier aus reiste er allein weiter und schrieb die heitersten und reizendsten Briefe von Lucca und Genua aus an seine Schwester. Unter Anderem schrieb er ihr das folgende Intermezzo, welches meine Mutter uns recht oft auftischte, wenn wir in späteren Jahren, um den Theetisch versammelt, den Abend bei ihr zubrachten.

In Florenz machte Heine die Bekanntschaft einer englischen Familie, die mit ihm in demselben Hôtel wohnte und die er häufig besuchte. Sie klagten über schlechte Küche, denn die italienische Zubereitung der Speisen kann keinem Engländer munden, und vorzüglich beklagten sie sich über den schlechten Thee, den sie Kräuterthee nannten. Sie ließen ihren Vorrath von London kommen. Der Dichter war entschieden

anderer Meinung und versicherte, daß er jeden Abend einen ganz vorzüglichen Thee bekomme. Man stritt hin und her und um der Sache ein Ende zu machen, lud er die ganze Familie ein, bei ihm eine Tasse Thee zu trinken. Bereitwillig wurde die Einladung angenommen und zur bestimmten Stunde stellten die Damen sich ein.

Man sprach von Byron und Shakespeare, von Florenz, von Pitti ..... die Zeit verging, aber der Thee kam nicht.

Ungeduldig geworden, ließ er den Kammerdiener rufen; doch dieser bat noch ein wenig zu warten. Eine andere halbe Stunde verstrich, der Thee kam noch immer nicht. Heine wurde ungeduldig und verlangte mit dem Wirthe zu sprechen. Dieser kam, war verlegen und fragte nach seinem Begehr.

„Thee!“ schrie ihm Heine entgegen.

„„Unmöglich, mein Herr, Sie müssen warten, bis die englische Familie ihn bereitet hat, denn ..... ich will es Ihnen nur offen bekennen, ich goß Wasser auf den vorzüglichen Thee, und nachher wurde er Ihnen servirt.““

Die Heiterkeit war groß, man beeilte sich in die Wohnung der Engländer zu gehen, wo die schönen Töchter Albions unter Kichern und Lachen den Thee bereiteten. Doch bald ließ Heine's glänzende Unter-

haltung den kleinen Zwischenfall vergessen und erst in später Abendstunde trennte man sich höchst ungern.

Leider erhielt er bald darauf die traurige Nachricht, daß sein Vater im Monat Dezember gestorben sei, und nun war sein einziger Gedanke, in seine Heimath zurückzukehren, um Mutter und Schwester zu trösten.

Nur Kindespflicht konnte ihn dem üppigen italienischen Leben entreißen und mit Schmerz trennte er sich von dem schönen blauen Himmel, dem lieblichen Klima, dem sanftrauschenden Meere, den üppigen Fluren und vorzüglich von den schönen Frauen.

Hier hatte er in Liebe und Wonne geschwelgt und sich auch den Keim seiner Krankheit geholt, denn wie eine emsige Biene flog er von der Einen zur Andern und war nie liebessatt. Alles entzückte ihn hier und die schöne Natur, die sich seinen trunkenen Blicken darbot, spornte ihn zu schönen Liedern und Beschreibungen an.

Er kehrte nach einer mühseligen Reise nach Hamburg zurück, aber welcher Contrast bot sich ihm dar! „Grau und wochentäglich"*) war der Himmel und fröstelnd durchwanderte er die Straßen der reichen Handelsstadt.

---

*) Heine's Gedichte. II. Bd. Neuer Frühling.

Der dritte Theil der Reisebilder wurde 1830 herausgegeben, hatte aber nicht denselben fabelhaften Erfolg wie die beiden ersten Theile.

Kleine Unannehmlichkeiten, nicht nach Verdienst geschätzt zu werden, die Unmöglichkeit, eine Anstellung in Deutschland bekommen zu können trotz aller Protectionen, verleideten ihm sein deutsches Vaterland und er zog nach Paris, um hier seine fixe Idee, eine intellectuelle Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland, auszuführen.

Die Franzosen fingen zu jener Zeit an, deutsche Philosophie zu studiren, und Heine wurde mit offenen Armen empfangen, obgleich er den Fehler beging, Persönlichkeiten in seinen Schriften zu nennen.

Die Sucht, mit Erbitterung und Rachsucht von Allen zu sprechen, zog ihm viele Feinde zu, seine Verehrer aber entschuldigten ihn mit dem unwiderstehlichen Hange, seiner satyrischen Ader freien Lauf zu lassen.

Einer seiner größten Verehrer war Alexander Dumas (Vater) und als er hörte, daß die Deutschen ihn nicht gehörig zu schätzen wußten, rief er aus:

„Frankreich wird den großen Dichter mit Stolz und Freude zu den Seinen zählen, sobald er nur den Wunsch äußert, aber leider liebt er Deutschland mehr, als dieses Land es verdient.“

Ein französisches Blatt erzählt, daß Heine 1837 ein Duell mit einem jungen französischen Gelehrten hatte, weil der Franzose sich mißbilligend über deutsche Sitten und Manieren geäußert hatte, unpassende Bemerkungen wenn man will, jedoch nannte er Niemand und sprach nur im Allgemeinen.

Heine's Patriotismus wurde dadurch gereizt, er wechselte beleidigende Worte mit dem Franzosen und ein Duell war die Folge davon.

Zwei Pistolenschüsse wurden gewechselt, doch Niemand wurde verwundet. Die Secundanten erklärten, daß der Ehre Genüge geleistet sei und die Sache wurde beigelegt.

Dennoch beschuldigte man Heine, daß er sein Vaterland verläugne. Und warum? weil er ein Freund der Franzosen und sein höchster Wunsch die Einheit Deutschlands war.

Heine hatte einen Kreis Freunde um sich versammelt, wie es nur selten Jemand vergönnt ist, und nicht allein Schriftsteller, sondern auch Künstler, Politiker und Staatsmänner besuchten ihn abwechselnd. Ich nenne nur die Bedeutendsten, wie: Dumas, Custine, Beranger, Janin, Gautier, de Vignet, Lamartine, Balzac, Thierry, G. Sand, Hector Berlioz, F. Hiller, den Sänger Roger und Franz Lißt.

Letzterer war einer seiner besten und liebsten

Freunde, einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, den ich je gekannt habe. Seine Unterhaltung war witzig und geistreich und seine Bemerkungen oft ein wenig scharf. Heine und Lißt waren zwei sich ähnelnde Naturen, sie verstanden sich, wußten einander zu schätzen und unterhielten einen fortwährenden Briefwechsel.

Leider sind diese Briefe verloren gegangen, denn Lißt schrieb mir unlängst, daß sein Nomadenleben ihm nicht erlaubt habe, solche aufzubewahren und daß der Rest eifrigen Autographen-Sammlern in die Hände gefallen sei.

Heine empfahl seiner Schwester diesen großen genialen Künstler, der meine Familie in Hamburg besuchte, und als ich später in Rom lebte, hatte ich die Freude und Auszeichnung, ihn näher kennen zu lernen. Er aber war so freundlich sich zu erinnern, daß er mich schon als Kind gekannt hatte.

In Hamburg hatte sein Auftreten einen solchen Erfolg, daß der Enthusiasmus eine im kalten Norden noch nie dagewesene Höhe erreichte. Unsere ganze Familie nahm lebhaften Antheil daran.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, er stand einzig in seiner Art da und nur Bülow vielleicht nähert sich seinem Spiel. Wer Lißt in seiner Blüthezeit gehört hat, wird ihn n i e vergessen. Das Instru-

ment singt wenn er spielt und nie hat ein Künstler Alles in sich zu vereinigen gewußt, Kraft, Zartheit, Originalität und Gefühl, wie Franz Lißt.

Seine Transposition für Clavier: „Der Erlkönig" wird ein musikalisches Gedicht wenn er spielt. Die letzten Takte sind ergreifend und mit verhaltenem Athem sitzen die Zuhörer bewundernd da und bei der Phrase: „das Kind war todt!" überläuft es uns kalt.

Man erzählte mir, daß Damen weinten, Andere ihm die Hände küßten und daß der Jubel und Hervorruf kein Ende nehmen wollte wenn er aufhörte zu spielen, und immer wieder mußte er sich vor dem Beifall klatschenden Publikum verneigen.

Auch die Fürstin Belgioiosa war eine intime Freundin des Dichters. Er bewunderte die edle hochherzige Italienerin und ihren Patriotismus, der kein Opfer scheute, Italien von dem Joche der Fremdherrschaft zur befreien.

Die östreichische Regierung zog ihre Güter ein, die Einkünfte wurden confiszirt und beinahe der Armuth verfallen siedelte sie nach Tscherkiesch in Kleinasien über. Heine nahm sich ihrer an, bestürmte den Grafen Auersperg mit Bitten, der armen Emi-

grantin eine hülfreiche Hand zu bieten, als dieser ihn 1853 besuchte, doch vergebens, und auch Mignet's Fürsprache blieb ohne Erfolg.

Erst nach zwei Jahren wurden der Fürstin ihre Güter zurückgegeben und dann erst durfte sie in ihre Heimath zurückkehren.

In Paris war Heine bei Allen beliebt. Obgleich bei seiner Ankunft mit Empfehlungsbriefen versehen, besuchte er im Anfange keine Gesellschaft und hielt sich von aristokratischen Kreisen fern; er wollte erst Fuß fassen und sich im fremden Lande orientiren.

Gautier sagt von ihm:

„Heine war ein Verschwender, nicht allein im Geldpunkte, sondern er verschwendete seine Gesundheit und mehr noch als alles Andere seinen Geist!" Auch Richard Wagner war sein Freund, d. h. er nahm sich seiner hülfreich an als er 1839 mittellos und unbekannt in Paris ankam. Wagner hatte eine große Meinung von sich und glaubte daß das Pariser Publikum ihm zu Füßen fallen würde. Paris ist jedoch schwer zu befriedigen und ungeachtet aller Empfehlungen Meyerbeer's und Heine's konnte sich Wagner dennoch keinen Weg bahnen.

Um sich und seine Familie zu ernähren, schrieb er musikalische Kritiken und Novellen, copirte Noten für Musikhändler u. dgl. Ganz entmuthigt verlor

er alle Hoffnung, in Paris sein Fortkommen zu finden, und kehrte 1842 nach Deutschland zurück.

Kurz nach seiner Ankunft in Paris hatte er ein Gedicht von Heine in Musik gesetzt: Die Grenadiere, welches man für ihn in's Französische übersetzte.

Der Dichter unterstützte ihn wo er nur konnte.

Heine benutzte die originelle Sage vom fliegenden Holländer in seinen Memoiren des Herrn von Schnablewopski und erfand die echt dramatische Erlösung des Helden; Richard Wagner war entzückt davon, und wie er selbst in einer autobiographischen Skizze erzählt, gab Heine ihm Andeutungen, um die Sage zu einem Operntexte zu benutzen.

Er verständigte sich mit Heine und in 7 Wochen komponirte er eine Oper und dichtete selbst den Text dazu.

Besonderen Anklang fand sie damals nicht, wird aber jetzt bisweilen in Deutschland gegeben.

Der großmüthige Dichter hätte es gewiß für unmöglich gehalten, wenn man ihm damals gesagt hätte, Wagner würde einst in den Baireuther Blättern über ihn schreiben, wie der dankbare Apostel der Zukunftsmusik es jetzt gethan.

Er hatte die Kühnheit 1879 zu schreiben, daß Heine's Bänkelsängereien im Vergleich mit heutigen Erzeugnissen noch einiges Vergnügen gewähren!

Undank ist der Welt Lohn! Doch glaube ich sicher, daß das Interesse an den Gedichten Heine's reichlich solange als an der Wagner'schen Musik beim deutschen Volke andauern dürfte.

Heine war der beste deutsche Schriftsteller, beständiger Vertheidiger des Volksgenius und der Entwickelung des Volkes seines Jahrhunderts und er allein wußte die Ideen Hegel's zu bestreiten und zu veranschaulichen.

Seine romantischen Schriften sind unnachahmbar; er schrieb für deutsche und französische Blätter und war der französischen Sprache ebenso mächtig als seiner Muttersprache.

Grenier behauptet, er ließe seine französischen Arbeiten von Andern nachlesen; möglich, doch schmälert dieser Mangel an Selbstvertrauen keineswegs sein Verdienst.

Daß Heine nicht vollkommen war, ist selbstverständlich, denn welcher Sterbliche hat weder Fehler noch Schwächen?

Mag man schreiben und sagen was man will, Heine steht so hoch da, seine Dichtungen, sein Buch der Lieder, sind so einzig in ihrer Art, daß sie nie veralten und stets zu Deutschlands Ruhm beitragen werden.

Wie gesagt, Niemand, der Heine's Schriften kennt, kann leugnen, daß der Grundzug seines Charakters sich zur beißenden Ironie hinneigte; er vergaß und verzieh nie eine Beleidigung und war sehr empfindlich. Heine erinnert mich oft an den französischen Dichter Scarron, denn auch ihn hatten Widerwärtigkeiten und Krankheit verstimmt.

Heine war seinen Mitmenschen überlegen und wurde vor seiner Zeit geboren, ebenso wie seine Mutter, denn auch sie war ihrem Jahrhundert vorausgeeilt. Er war Pantheist und glaubte eigentlich an gar keine Religion. Ich erinnere mich noch, wie oft man von ihm erzählte, wenn das Thema Religion besprochen wurde: „Religion ist nur für Kinder und höchstens für's Volk!" Während seiner letzten Lebensjahre hatte er religiöse Regungen und er schrieb seinem Verleger Campe:

„Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will nicht spielen mit meinem Gotte. Dem lieben Gott bitte ich von Herzen ab, was ich jemals wider ihn geschrieben."

Später schreibt er, er habe die Giftblumen aus seinen Gedichten ausgerissen und wünsche nicht, daß sie nochmals wieder gedruckt würden.

Die Pantheisten glaubten nicht an Heine's Rückkehr zu religiösen Prinzipien und die Priester lauerten

mit Spannung auf den Moment, wo das verirrte Schaf Schutz suchen würde.

Heine schreibt selbst darüber in seinen Geständnissen:

„Sonderbar! Zur selben Zeit, wo mir in Deutschland der Protestantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangelische Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete sich auch das Gerücht, ich sei zum katholischen Glauben übergetreten, ja manche gute Seelen versicherten, ein solcher Uebertritt habe schon vor vielen Jahren stattgefunden, und sie unterstützten ihre Behauptung mit der Angabe der bestimmtesten Details, sie gaben Tag und Datum an, sie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Protestantismus abgeschworen und den alleinseligmachenden römisch-katholisch-apostolischen Glauben angenommen haben sollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meßner bei dieser Feierlichkeit spendirte.

„Wie sehr solches Gerücht Consistenz gewonnen, ersehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe fast in eine wehmüthige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude sehe, die sich in manchen Zuschriften so rührend ausspricht. Reisende erzählen mir, daß meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedsamkeit Stoff geliefert. Junge ka-

tholische Geistliche wollen ihre homiletischen Erstlings-schriften meinem Patronate anvertrauen. Man sieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wunsch ist sehr ehrlich gemeint — und was man auch den Geboten des Katholicismus nachsagen mag, eins ist gewiß: sie sind keine Egoisten, sie bekümmern sich um ihre Nebenmenschen leider oft ein bischen zu viel."

1831 erschien das Supplement der Reisebilder; 1832 gab er ein Buch über französische Zustände heraus; 1835 erschien der 2. Theil seiner Literatur-geschichte und endlich 1837 der 3. Theil des Salons; 1840 der 4. Theil und eine Studie: „Heinrich Heine über Börne".

In diesem Buche erzählte er:

„Als er sich in Frankfurt nach der Wohnung Börne's erkundigte, hatte man erwiedert, wo derselbe wohnt weiß man nicht, aber Madame Wohl wohnt auf dem Wollgraben."

Er fügte hinzu, daß diese Dame eine intime Freundin Börne's sei; in zweiter Ehe heirathete sie einen gewissen Dr. Strauß. Heine hatte ein Duell mit diesem Doctor. Der Zweikampf fand in St. Germain bei Paris statt und er wurde leicht am Arme verwundet.

Wenn schon die wenigen Zeilen, die er geschrieben

hatte, die Ursache eines Duells waren, so wurden sie zu einer noch größeren Bedeutung für ihn und hatten einen ungewöhnlichen Einfluß auf sein künftiges Leben. Einige Tage vor dieser Begebenheit bestürmte ihn die Frau, mit welcher er lebte, mit Thränen und Bitten, ihr Verhältniß zu legalisiren.

Er liebte sie und willigte ein, hauptsächlich um ihr eine Existenz zu sichern, im Fall er das Leben verlieren sollte.

Den 31. August 1841 in der Kirche von St. Sulpice wurde das so ungleiche Paar getraut.

Mathilde Mirat war eine schöne Frau, mit üppigen Formen, schwarzem Haar, schönen weißen Zähnen, feuchten wollüstigen Lippen und sanften ausdrucksvollen Augen. Die Sinnlichkeit war hier im Spiel und nur so kann man sich die große Macht erklären, die diese Frau auf den genialen Dichter ausübte.

Heine haßte alle Blaustrümpfe, aber Mathildens anmuthiges Geplauder war ihm angenehm. Im Grunde genommen war sie eine gutmüthige Frau, und wäre sie in ihrer Sphäre geblieben, so würde sie von ihrer Umgebung keine Zurücksetzungen zu er-

tragen gehabt haben. Sie sprach sehr laut, war immer fröhlich und zufrieden, jedoch der Hauptgrundzug ihres Charakters war ihre große Vergnügungssucht. Sie hatte die kostspielige Gewohnheit, am Arme ihres Mannes umher zu schlendern, auf den Boulevards spazieren zu gehen und später in einem Café-Restaurant ihr Mittagsessen einzunehmen, wo sie dann das Theuerste und Beste auszuwählen wußte. Heine war einem guten Diner nicht abgeneigt, denn gutes feines Essen war seine schwache Seite.

Er war sehr mäßig im Trinken und schon als Student weigerte er sich an Trinkgelagen Theil zu nehmen.

Man kann nicht verlangen daß ich Heine's Liebesabenteuer aufzählen soll, denn das wäre unmöglich. Ein echter Don Juan, entzückte ihn die Blonde wie die Braune, die Schwarze wie die Rothe.

Nur Mathilden war es vergönnt ihn zu fesseln, obgleich der Ehecontract oft verletzt wurde; dennoch war er ihr herzlich zugethan und sie verstand die Kunst ihm Sclavenfesseln anzulegen. Heine liebte sie wie man ein Kind liebt, scherzte mit ihr, spielte mit ihr wie mit einer Puppe, er gab ihr schöne Kleider, Spitzen und Juwelen, was der schönen Frau gefiel, die sich dann mit Entzücken vor den Spiegel stellte und sich selbst bewunderte.

Alles was Meißner und Strodtmann*) von der Unwissenheit dieser Frau erzählen ist meist wahr, auch daß meine Großmutter, als sie von dem Liebesverhältniß ihres Sohnes in Kenntniß gesetzt wurde, ihm rieth, sie unterrichten zu lassen.

Er führte Mathilde in ein Lehrinstitut, wo sie erst lesen und schreiben, dann Geographie und Geschichte lernte. Ob dieser Unterricht ihr zu großem Nutzen gereichte, wollen wir dahingestellt sein lassen, denn was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Heine besuchte sie Sonntags im Institut und

---

*) Adolph Strodtmann, geb. den 24. März 1829, starb den 17. März 1879 nach langen qualvollen Leiden, von seiner ihn liebenden Gattin sorgsam gepflegt.

Er hatte sich einen Ruf als talentvoller und fleißiger Herausgeber und Uebersetzer zu erwerben gewußt, während seine eigenen poetischen Erzeugnisse wenig Anklang fanden.

Er gab Gedichte heraus, die das Publikum kalt ließen und nur eins gelangte zu Bedeutung: „Brutus schläfst du?“ welches von der Polizei verboten wurde.

Als Uebersetzer war er unschätzbar, da er einige fremde Sprachen so gut kannte wie seine eigene und die Gedanken des Schriftstellers auf's Genaueste wiederzugeben wußte.

Er hat Shelley, Tennyson und Longfellow übersetzt, sowie mehrere französische Werke, die der Arbeite klasse gewidmet sind, und einige scandinavische Autoren. Noch kurz vor seinem Tode übersetzte er das dänische Drama

prüfte ihre Fortschritte, was nicht immer befriedigend ausfiel, doch sie wußte seine Aufmerksamkeit abzulenken, ein Kuß, ein Blick, ein lautes Lachen ....., wer dachte dann noch an's Lernen!

Später wollte er sie Deutsch lehren, ein Ding der Unmöglichkeit; die Sprache sagte ihr nicht zu und nach einigen Lehrstunden mußte dieser Unterricht aufgegeben werden.

Beide Gatten waren verschwenderisch in ihren Ausgaben, dachten nicht an den kommenden Morgen und Madame Heine verführte ihn zu unnützen Ausgaben, die meinen Onkel in Geldverlegenheiten brachten.

Ambrosius, welches in Hamburg mit ziemlichem Erfolge über die Bühne ging.

Trotz all dieser Arbeiten vernachlässigte er nicht die Literatur seines Vaterlandes und war bedeutend als Biograph.

Seine Heine-Biographie ist ein gutes Werk trotz aller darin enthaltenen Irrthümer und Alle sind ihm dankbar für dies mühevolle Unternehmen. Ein Nachahmer Boswell's in seiner Apologie über Wolff, hat auch er Heine zum Dalai-Lama und zum Gott Zebaoth emporgehoben, ihm erscheint Alles im rosigsten Lichte, er ist blind für des Dichters Schwächen und nur seine große Verehrung für Heine kann ihn entschuldigen.

Das Buch ist höchst interessant für Diejenigen, die Heine nie gekannt haben und ihn werth halten! Man muß seine Ausdauer und seinen Fleiß bewundern, denn wie eine emsige Biene suchte er jeden beschriebenen Streifen

Sie kannte den Werth des Geldes nicht und hat es auch nie gelernt, da sie nicht weiß, wie schwer es hält Geld zu verdienen; sie beschränkte sich nicht auf eigne Ausgaben, sondern machte ihren Bekannten und Freundinnen reiche Geschenke, kaufte Spielzeug für die Kinder; verlangte eine Landwohnung, in's Bad zu reisen, kurz Alles was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört.

Heine's Wohnung war anständig, aber nicht elegant eingerichtet, es war gemüthlich bei ihm, aber

---

Papier, jedes Gedicht, jede Phrase zusammen, um daraus ein Ganzes zu bilden. Er hat Heine's „Letzte Gedichte und Gedanken" geordnet und einen Band daraus gebildet, der bei Hoffmann & Campe verlegt wurde. Es wird behauptet, daß Heine an einigen darin enthaltenen Gedichten keinen Antheil habe.

Auch hat er Bürger's Nachlaß in vier Theilen publizirt: „Briefe von und an Bürger", die höchst interessant für Deutschlands Literaturgeschichte sind.

Er schrieb viel für Zeitschriften und war ein bei Allen beliebter Schriftsteller. Beinahe blind, lebte er in den letzten Jahren seines Lebens in einer ihm gehörigen Villa in der Nähe Berlins.

Strodtmann war arm, trotz seiner unerschöpflichen Thätigkeit, und bezog von der Schiller-Institution ein Gehalt von 500 Mark.

Noch kurz vor seinem Tode sprach er von verschiedenen literarischen Vorhaben, aber der unerbittliche Sensenmann nahm ihm die Feder aus der Hand.

weiter Nichts. Hier fehlte aller unnütze Tand, sowie der unsinnige Luxus, mit dem französische Schriftsteller sich seit einiger Zeit umgeben, da sie oft für nichtssagende Schriften und Romane fürstlich honorirt werden.

Heine wechselte fortwährend seine Wohnung, denn er konnte weder Klopfen noch Geräusch wegen seines Kopfleidens vertragen und verließ eine eben bezogene Wohnung sofort, wenn er in benannter Weise belästigt wurde.

Er bedurfte der größten Ruhe, denn nur alsdann fand er Linderung, und so scheute er weder Geld noch Mühe, sich dieselbe zu verschaffen. Man kann sich also leicht vorstellen, welche Ausgaben ein häufiger Wohnungswechsel verursachte.

Heine's Liebe zu seiner Frau war bewundernswürdig und ist ein Zeichen seines guten Herzens; vorzüglich in den letzten Jahren seines Lebens war sein stetes Trachten und Streben, wie er ihr eine Leibrente sichern könnte, damit sie sich nach seinem Tode keine Entbehrungen auferlegen müsse.

Viele haben behauptet, daß die Wittwe des großen Dichters arm sei, weil Heine sie „ma pauvre femme" nannte, eine Phrase, die wir in seinem Testamente finden.

Sie hat keinen Bezug auf materielle Armuth,

sondern er dachte an ihre Unkenntniß des praktischen Lebens und sprach bedauernd von dem Schmerze, den sie bei seinem Tode empfinden würde!

Als die Krankheit des Dichters im Zunehmen war und man die Unfähigkeit seiner Frau erkannte ihn zu warten, wurde eine junge Waise angenommen, Pauline genannt, die den Kranken pflegen mußte und sich auch des Hauswesens annahm. Diese Pauline war ein großer Schatz für die Gatten, denn sie allein brachte Ordnung in die zerrütteten Finanzen des Poeten.

Pauline lebt noch, wohnt bei Madame Heine und fährt nach wie vor fort, treulich ihre Pflicht zu erfüllen.

Mein Onkel wurde böse, wenn man an dem Verstande und dem Geiste seiner Frau zweifelte, doch bin ich fest überzeugt, daß sie nicht das Geringste von seinen Versen verstand und daß sie nicht einmal die französische Uebersetzung seiner Werke gelesen hat.

Madame Heine bezieht eine jährliche Rente von 6000 Francs von unserer Familie, 2250 Francs von der Firma Hoffmann & Campe, welche sie laut Contract ihr lebenslänglich auszahlen muß, eine Verpflichtung, welche Herr Campe bei der Herausgabe sämmtlicher Werke Heinrich Heine's übernommen hat. Eine einzelne Frau kann mit diesem Einkommen anständig leben und ich glaube nicht, daß man von Armuth sprechen darf.

Außerdem bekam sie von Hoffmann & Campe 10000 Francs für hinterlassene Schriften und 18000 Francs von Michel Levy in Paris für das Uebersetzungsrecht.

Dem Testamente zufolge hätten alle vorhandenen Schriften seinem Neffen Herrn L. H. von Embden geschickt werden müssen, aber Madame Heine achtete nicht auf diese Verfügung und erfüllte diese ihr obliegende Pflicht erst 12 Jahre später. Die Papiere wurden von Unberufenen durchwühlt, Mehreres kam in fremde Hände und viel Material ging verloren, ehe der Nachlaß Herrn Campe zu Händen kam.

Diese hinterlassenen Schriften wurden dann 1869 in einen Band vereinigt herausgegeben und von Herrn Strodtmann durchgesehen und geordnet.

1867 reiste Herr von Embden nach Paris, um Madame Heine's Streitigkeit mit Michel Levy zu ordnen und zu schlichten. Aus beifolgenden Ausschnitten aus dem Figaro (Februar 1867) kann ein intelligentes Publikum ein selbstständiges Urtheil fällen.

Paris, le 20. Février 1867.

à Mr. Jules Claretie au Figaro.

Monsieur.

Comment connaissez vous le procès que j'ai intenté à Mr. Michel Lévy. Je vis très retirée et

ne fais pas de fracas du sentiment qui m'a poussée à venger la mémoire de mon mari odieusement outragée.

C'est donc mon adversaire qui a plaidé sa cause devant vous, et ses arguments — sans réplique — vous ont fait écrire ces mots:

„J'aime á croire que Madame Heine, reconnaissant qu'elle a été mal conseillée, ne poussera pas le chose plus loin . . . .“

Vous vous trompez, monsieur — dans un procès de cette nature, les conseillers ne sont là que pour éclairer ma route; j'agis spontanément, forte de ma conscience, non pour une question d'argent, mais pour une question d'honneur. — Pour votre édification personnelle, voici les faits:

Les hommes de lettres-ai-je souvent entendu dire — sont de petits garçons en affaires à côté de M. M. les éditeurs. Jugez de mon inespérience, à moi femme, quand j'ai traité avec M. Michel Lévy.

Mais il était si bon, si prévenant, que je n'aurais en garde de me défier. Un jour, touchée de sa sollicitude, je lui racontai que l'on publiait à l'étranger des lettres de mon mari prétendues intimes, mais plutôt fabriquées. J'en étais attristé; mais comment plaider en Allemagne! — Procurez-moi ces livres, répondit Mr. Lévy, et je vais demander pour vous 100 000 Francs de dommages intérêts à l'éditeur.

Je rapporte ces chiffres pour plus de précision: je ne désirais qu'une chose, empêcher la publication, et j'avais la bonne chance de rencontrer un protecteur pour arriver à mes fins! Informations prises, j'achètais sept volumes en langue allemande que je lui remis.

Les mois, les années se passèrent. Je redemandai à M. Michel Lévy les volumes que je lui avais confiés, puisqu'il ne faisait rien pour la défense de mes droits, mais il était toujours tellement occupé, et les brochures étaient si loin sous les rayons, que je patientais et que j'attendrais encore, quand j'appris très-indirectement que M. Michel Lévy publiait les lettres fabriquées et traduites qui autrefois excitaient ses colères.

De là procès, et sans médire des juges de Berlin, je trouverai cette fois mes juges à Paris: le but me paraît moins difficile à atteindre.

Connaissez-vous ces faits, monsieur! Je suis persuadée à l'avance que non, et cependant, ils sont rapportés dans mon assignation.

Vous n'aurez plus le droit de rire de moi. A votre tour, vous avez fait le jeu de M. Michel Lévy.

Vous avez cru qu'il vous racontait un procès curieux, et il ne voulait que dix lignes dans votre journal, sachant bien qu'écrites par vous, elles seraient une recommandation qui lui ferait vendre, avant la décision de la justice, force vo-

lumes. Je vous prie, monsieur, d'insérer cette lettre dans votre prochain numéro. Je ne vous parle pas de mon droit: c'est une prière que je vous adresse avec l'expression de mes meilleurs sentiments.

Veuve Henri Heine.

Paris, le 22. Février 1867.

à Mr. Jules Claretie, redacteur du Figaro.

Monsieur.

Les reflexions que vous a inspirées le procès qui nous est intenté par Madame veuve Heine, au sujet de la Correspondance de son mari, dont nous avons récemment publié les deux premiers volumes, ont provoqué une prétendue rectification signée de cette dame, que vous accuse de vous être fait complaisamment mon avocat, dans un but de réclame industrielle.

En ce qui touche cette accusation de complaisance, vous savez, monsieur, combien est gratuite la supposition de Madame Heine, et si j'ai l'honneur de vous connaître assez particulièrement pour être en droit de vous demander un service.

Quant au fond du débat, ce n'est pas dans un journal qu'il convient de l'exposer en détail. Voici ce que je me bornerai à dire pour toute justification.

L'article 1er du traité que j'ai conclu avec Madame Heine, le 28 janvier 1865 porte ce qui suit:

„1° Le propriété pleine et entière de toutes les oeuvres parues ou à paraître d'Henri Heine.

„2° Le droit exclusif de traduction en francais de tous les ouvrages d'Henri Heine publiés en langue allemande.

„3° Le droit de traduction en français de tous les ouvrages d'Henri Heine posthumes et inédits qui viendraient à paraître.

On vertu des droits que me confie si explicitement cet article, j'ai fait traduire la Correspondance d'Henri Heine, qui forme les tomes XIX, XX et XXI de l'édition originale des oeuvres complètes d'Henri Heine, publiée à Hambourg, par Hoffmann et Campe, cessionnaires de madame veuve Heine au même titre que moi, et éditeurs allemands de son mari, depuis plus de quarante ans, comme je suis moi-même son éditeur français depuis quatorze ans environ. Cette origine de ma traduction est un fait matériel, facile à constater, et que Madame Heine ou plutôt les personnes qui la conseillent n'ont apparement pas pris la peine de vérifier, mais dont la sagesse d'un tribunal ne manquera pas de s'enquérir.

Une édition non autorisée de certaines oeuvres d'Henri Heine a été publiée, en sept volumes, à Amsterdam, par Binger frères. Cette édition m'a

été, en effet, dénoncée, il y a deux ou trois ans, par Madame Heine, qui m'en a remis un exemplaire, comme pièce à produire, si je jugeais à propos de poursuivre les éditeurs. Mais je n'ai rien absolement emprunté a cette édition, jamais je n'en ai fait traduire une seule ligne; et c'est ce que j'aurais démontré à madame Heine, si, avant de m'envoyer une assignation, elle avait bien voulu me venir voir, comme mes bonnes relations avec elle lui commandaient peut être de le faire.

J'éspère encore que, convaincue de ma bonne foi, devant les preuves palpables que je lui oppose, madame Heine retirera la plainte que de maladroits donneurs d'avis lui ont si légèrement fait porter contre moi.

Agréez, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

Michel Lévy.

P. S. Madame Heine parle de son inexpérience et donne à entendre que je l'aurais exploitée lors de la conclusion de notre traité. Or, ce n'est pas avec elle directement que j'ai négocié l'affaire; c'est avec M. von Embden, de Hambourg, neveu et ami d'Henri Heine, qu'elle avait chargé du soin de ses intérêts, et qui vint à Paris tout exprès pour s'entendre avec moi. Madame Heine n'eut

que la peine d'apposer sa signature au bas du traité, comme il est arrivé sans donte pour la lettre qu'elle vous a adressée.

So viel ist gewiß, daß, obgleich der berühmte Jules Favre Madame Heine's Rechtsanwalt war und seine ganze Beredsamkeit aufbot, sie zu vertheidigen, die Gerichte diese Sache zu Michel Levy's Gunsten entschieden.

Alle pecuniären Vortheile waren für Madame Heine und mein Bruder hatte nur Unannehmlichkeiten von der Sache. Er schrieb mir damals: „Da Harry seine Frau über Alles liebte, habe ich aus Pietät für unsern Onkel jede Streitigkeit mit der beschränkten Frau vermieden.

Unsere Familie machte Madame Heine's Bekanntschaft erst im Jahre 1843, als mein Onkel sie nach Hamburg brachte; jedoch nach 14 Tagen war er genöthigt, sie unter dem Vorwande, daß ihre Mutter erkrankt sei, nach Paris zurückzusenden.

Ihr französischer Charakter, ihre Pariser Gewohnheiten paßten nicht zu unsern strengen deutschen Sitten und auch sie konnte sich im Kreise unserer Familie nicht glücklich fühlen, da sie nicht geliebt, sondern nur geduldet wurde. Als sie fort war, athmeten Alle

freier auf und fingen erst dann an, die Gegenwart des liebenswürdigen Dichters zu genießen.

Heine schrieb seiner Mutter, ihr seine Ankunft anzeigend: „Ich komme mit Familie, d. h. mit meiner Frau und Cocotte, dem Papagei".

Seine Frau hatte sich nicht von diesem Vogel trennen wollen und mein Onkel mußte seufzend einwilligen, die Reise von Paris nach Hamburg über Havre in Cocotte's Gesellschaft zu unternehmen.

Bei ihrer Ankunft empfing sie meine Mutter, — die sie nie zuvor gesehen hatte — mit den Worten: „Ach wenn Sie wüßten wie seekrank der arme Vogel war und wie leidend er war!"

Sie bekümmerte sich um nichts, sie war nur Aug und Ohr für das Thier und zeigte wenig Interesse für ihre neuen Verwandten.

Der Vogel war in einen hölzernen Kasten eingeschlossen, den sie Niemand anvertrauen wollte; der schöne messingene Käfig war wohlverwahrt bei dem übrigen Gepäck. Mein Vater, die Liebenswürdigkeit und Galanterie selbst, vorzüglich wenn es Damen betraf, erwartete seine Gäste am Hafen; kaum erblickte er Madame Heine, so wollte er ihr den Holzkasten abnehmen, ohne eine Ahnung zu haben, was er eigentlich enthalten könne, doch sie erlaubte ihm nicht denselben anzurühren. Ein Wagen erwartete

die Reisenden; Madame Heine, von corpulenter Statur, konnte nur mit Mühe hineinsteigen und bon gré, malgré, mußte sie meinem Vater den kostbaren Kasten überlassen.

Der Papagei steckte den Kopf heraus und biß meinen Vater in den Finger.

Mein Vater, der dem schönen Geschlecht hold war, hatte nur Augen für die schöne stattliche Frau und konnte sich nicht denken, daß etwas Lebendes in dem Kasten sei. Ein Schmerzensschrei und er warf den Kasten auf die Erde.

Das gellende Geschrei der Madame Heine, das Gelächter meines Onkels, das Schnattern des Papageis, die Ueberraschung meines Vaters, dies war die komischste Scene, die man sich nur denken kann.

Mathilde weinte, mein Vater verwirrte sich in Entschuldigungen, mein Onkel konnte vor Lachen nicht sprechen...... Glücklicherweise war dem Vogel kein Leid geschehen. Mein Onkel machte ein witziges Gedicht, dessen Inhalt diese Scene darstellte und schenkte es seiner Schwester sammt anderen Schriften, als sie ihn in Paris besuchte. Es gebrach ihr an Zeit es durchzusehen und sie nahm sich vor, es bei ihrer Rückkehr nach Deutschland mit Muße zu lesen; doch wie unangenehm wurde sie berührt, als sie die Papiere einpacken wollte und das Gedicht nicht mehr

fand, obgleich sie sich deutlich erinnerte, daß es noch am Abend auf ihrem Schreibtische lag.

Alle wurden befragt, ob man das Blatt gefunden habe, doch Keiner hatte es gesehen. Nach langem Leugnen gestand endlich das Kammermädchen, daß sie das Feuer damit angezündet habe, da sie nicht begreifen konnte, daß ein solcher Wisch Papier einen Werth haben könnte.

Meine Mutter konnte ihr Mißvergnügen nicht verbergen und erzählte ihrem Bruder den Vorfall. Weder er noch sie glaubten an die Wahrhaftigkeit des Kammermädchens.

„Wahrscheinlich", sagte Heine, „hat Jemand das Gedicht gesehen und es eingesteckt, wie es schon oft vorgekommen. Ich versichere Dir, liebes Lottchen, daß der Dieb betrogen ist, denn das Gedicht war herzlich schlecht und hatte nur Werth für Dich."

1844 erschienen neue Gedichte, darunter waren: Neuer Frühling und Wintermärchen.

Den Neuen Frühling widmete er seiner Schwester Charlotte mit dem Motto:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden — —
Er träumt von einer Palme
Die fern — — —

Dieses Gedicht wurde von Mehreren in's Französische übersetzt. Ich theile hier einige Uebertragungen mit, damit der Leser sie vergleichen kann.

G. de Nerval:

„Un sapin se dresse sur une montagne aride du Nord. Il sommeille, la glace et la neige l'enveloppent d'un manteau blanc. Il rêve d'un palmier, qui là-bas, dans l'Orient lointain, se désole solitaire et taciturne sur la pente d'un rocher.

Marelle:*)

Un pin se dresse solitaire
Au Nord, sur un âpre sommet.
Il sommeille, le froid lui met
Un blanc manteau qui traîne a terre.
Il rêve d'un palmier lointain
Qui, sous le feu de la torride,
Triste et seul sur un roc aride
Pleure en silence son destin.

---

*) Charles Marelle war längere Zeit Correspondent der Debats in Berlin und kannte die deutsche Sprache wie seine Muttersprache. Er wollte Heinc's Gedichte übersetzen, doch als er hörte, daß Heine in seinem Testamente verordnet hatte, daß jede Uebersetzung seiner Gedichte unterbleiben solle und er nur die seiner prosaischen Schriften erlaube, verwarf Marelle diesen Gedanken und publizirte nur einen kleinen Band Gedichte, etwa fünfzig an der Zahl, und ließ sie bei Westermann in Braunschweig drucken.

Es gehört zu den Seltenheiten, daß ein Franzose der deutschen Sprache so vollkommen mächtig ist wie Marelle

Schuré:

Sur un mont chenu de Norvège
Un pin se dresse, triste et seul.
Il dort — et l'éternelle neige,
Le couvre d'un épais lincent.
Il rêve d'un palmier splendide,
Qui loin dans l'Orient vermeil.
Languit seul sous un ciel torride
Sur un roc brûlé du soleil.

Ich stimme mit Max Heine überein, wenn er die Wintermärchen die humoristischsten und gewagtesten Gedichte nennt, die je geschrieben wurden. Noch Jahre werden vergehen, ehe man die ganze Kraft, den Sarkasmus und die beißende Satyre dieser Gedichte vollkommen verstehen wird.

Müssen doch die Zeitgenossen des zerrissenen Deutschlands, die Schreiber der mecklenburgischen,

---

und seine Uebersetzung der lyrischen Gedichte ist ein Meisterwerk. Dennoch muß man bekennen, daß er die satyrischen und boshaften Sonderlichkeiten nicht zu übersetzen wußte, was auch wohl kaum möglich.

Von dem Gedichte „Frieden" übersetzte er nur den Anfang und nicht das Ende, welches Verwünschungen enthält.

Wenn man Marelle's Frieden liest, könnte man glauben, daß Heine ein religiöses Gedicht machen wollte, doch bin ich überzeugt, daß Heine sich im Sarge umkehren würde, wenn er dies lesen müßte.

hessischen und nassauischen Chroniken ihr Urtheil über Heine zurückhalten. Ich führe hier eine Phrase aus Heine's Vorrede an, worin er selbst über seinen Patriotismus spricht.

„Caput 24. Ich seufze und sehne mich, die alte Frau am Dammthor wieder zu sehen und Lottchen, die in ihrer Nähe wohnt."

Die Alte ist seine Mutter, die nach dem großen Hamburger Brande, als die Wohnungen so sparsam wurden, sich hier provisorisch niederließ.

Die Wohnung war klein, aber man hatte hier die reizendste Aussicht auf die Wallanlagen und wenn die Fenster aufstanden, wehten die Lindenblüthen ihr den süßen Duft zu. Sie wollte und konnte nicht mehr in's Freie gehen und weigerte sich energisch eine größere und schönere Wohnung zu beziehen, die ihre Kinder ihr zu Gebote stellten.

„Hier", sagte sie, „habe ich Sonnenwärme, sehe die Bäume grünen und blühen; laßt mich doch wo ich bin; wenn man das achtzigste Jahr erreicht hat, liebt man keine Veränderung, laßt mich ruhig hier bleiben, bis mir die letzte Stunde schlägt!"

Lottchen ist meine Mutter, die immer in der Nähe meiner Großmutter wohnte, um ihr stets zur Seite zu stehen, und kein Tag verging, wo sie nicht zweimal die alte Frau besuchte. Sie scheute weder Schnee

noch Regen, weder Kälte noch Hitze und hat bis zum letzten Augenblick mit der größten Selbstverleugnung und Aufopferung bei ihr ausgeharrt. Sie starb an der Cholera und selbst krank mußte man meine trauernde Mutter mit Gewalt in ihre Wohnung schaffen, denn auch nach dem Verscheiden wollte sie noch das geliebte Antlitz bewachen.

Man hat oft die Wahrheit der von Laube erzählten Anekdote bezweifelt, aber ich kann Jedem versichern, daß Heine dieselbe auch meiner Mutter erzählte.

Als er seine Familie zum letzten Male besuchte, gab ein Bekannter ihm eine Cervelatwurst mit und bat ihn, sie dem bekannten homöopathischen Arzt Dr. X. in Paris zum Geschenk zu überbringen.

Auf der Eisenbahn bekam Heine Appetit und da die Wurst verlockend in der Reisetasche lag, beschloß er die Güte derselben zu erproben. Sie schmeckte so gut, daß sie bei seiner Ankunft in Paris beinahe gänzlich verzehrt war. Heine schnitt eine dünne Scheibe ab, legte sie in ein Couvert und schrieb: „Lieber Herr Doktor! Nach der homöopathischen Lehre ist der 1000ste Theil von größerer Wirkung als das Ganze, ich sende Ihnen deshalb von der

mir für sie mitgegebenen Wurst besagten Theil, mit der Hoffnung, daß der Genuß für Sie eintausendmal größer sein wird, als wenn Sie die ganze Wurst empfangen hätten."

Krankheit und Tod des Dichters.

Heine's Gesundheit verschlechterte sich täglich, seine Kopfschmerzen nahmen immer mehr überhand und 1844 war sein Zustand wirklich bedauernswerth. Einestheils war der Fortschritt der Krankheit daran Schuld, andererseits Familienzwistigkeiten.

In diesem Jahre starb Salomon Heine und wer beschreibt seine Aufregung, sein Staunen, als beim Eröffnen des Testamentes sich nichts darin fand, was Bezug auf die Fortsetzung der Pension hatte, welche der alte Onkel ihm bewilligt hatte und die das einzige feste Einkommen war, worauf er mit Sicherheit rechnen konnte. Karl Heine, der Erbe dieses kolossalen Vermögens, welches man auf 30 Millionen Mark banco schätzte, weigerte sich ihm ferner die 4000 Frcs. auszuzahlen, die der Alte seinem Neffen jährlich sandte. Alle waren in seinem Testamente bedacht, Diener, Commis, Verwandte,

sogar Freunde und Bekannte, große Summen zu wohlthätigen Zwecken, nur der arme Dichter war mit stiefmütterlicher Liebe bedacht. 8000 Mark banco war Alles, was er ihm vermachte, da er wohl dachte, daß ein größeres Kapital ihn nur zu unnützen Ausgaben verleiten würde.

Alle glaubten, daß, obgleich das Testament die Bestimmung nicht enthielt, ihm ferner die Pension auszuzahlen, der alte Onkel es als selbstverständlich angenommen hatte, daß sein Erbe diese Verpflichtung übernehmen würde, ihm regelmäßig die bestimmte Summe zu schicken.

Feindlich gesinnte neidische Verwandte waren lästige Zwischenträger und erreichten was sie wünschten, daß nämlich das gute Einvernehmen zwischen Karl und Heinrich aufhörte. Man stellte dem Dichter die Bedingung, da er oft boshafte Bemerkungen über gewisse Personen der Familie machte, daß Alles, was er schriebe, einer Familiencensur unterworfen würde, ehe es an die Oeffentlichkeit gelange. Wie Recht hatte der Dichter als er einst dem alten Onkel in sein Album schrieb:

„Lieber Onkel, geben Sie mir 100 000 Mark und vergessen Sie auf ewig Ihren Sie liebenden Neffen

Heinrich Heine.

Meyerbeer war Heine's vertrauter Freund, in gutem Einvernehmen mit der ganzen Familie und vorzüglich gern gesehen beim alten Heine. Der Dichter war dem Freunde großen Dank schuldig, denn ihm verdankte er, daß Salomon Heine ihm die Pension bewilligte. Meyerbeer liebte den Dichter mit Anbetung und es genügte, daß Heine der Fürsprecher irgend einer Persönlichkeit war, damit der Componist Himmel und Erde in Bewegung setzte, um seinen Freund zu befriedigen.

Emigrirte, arme Künstler und Literaten klopften an Heine's Thür und wenn seine Mittel nicht ausreichten, stand ihm Meyerbeer's Börse in der großartigsten Weise zu Gebot. Viele Künstler wären ohne diese beiden wahlverwandten Seelen gewiß in Dunkel und Armuth verkommen.

Kaum erhielt Heine die niederschlagende Nachricht, daß er nicht mehr auf die Jahresrente rechnen dürfe, wurde er ernstlich böse und wollte sich an die Gerichte wenden.

Meyerbeer war abwesend, doch als er von diesem Vorfall in den Zeitungen las, eilte er nach Paris, um Heinrich Heine zu beruhigen.

Er beschwor ihn sich ruhig zu verhalten, da er schon Alles wieder in's Gleichgewicht bringen würde, und sagte:

„Nur keinen Prozeß, vertrauen Sie Ihrem großmüthigen Vetter, der sich immer liebevoll gegen Sie benommen hat, er wird schon der Vernunft Gehör schenken, da bei seiner großen Herzensgüte sein Groll gegen Sie leicht schwinden wird. Meyerbeer erbot sich das Deficit seiner Kasse aus eignen Mitteln zu bestreiten, stellte ihm ein schriftliches Zeugniß aus, daß Salomon Heine dem Dichter die Pension auf seine ganze Lebenszeit festgesetzt hatte und beruhigte und beschwichtigte die Aufregung des Dichters.

Zwei Jahre lang dauerte diese Zwistigkeit und störte die Einigkeit und den Frieden der ganzen Familie. Meine Großmutter nahm sich die Sache so zu Herzen, daß sie krank wurde, denn ihr stolzer Charakter litt unter dieser Ungerechtigkeit, wie sie es nannte, und ihr vorgerücktes Alter, sowie Leid und Unglück hatten ihr Gemüth erbittert und sie trug nichts zur Versöhnung der beiden Vettern bei, im Gegentheil ihre herben brieflichen Bemerkungen gossen Oel in's Feuer. Endlich legte sich die liebenswürdige Cecile Heine in's Mittel, beruhigte ihren Gatten und Karl, der herzensgute wohlthätige Mann, reichte dem kranken Dichter die Hand zur Versöhnung.

Meine Großmutter war ein eignes Wesen, ernst und stolz, gelehrt und interessant in der Unterhaltung, aber Ruhe war ihr das größte Bedürfniß. Wenn wir Kinder sie besuchten, wurde uns vorher anempfohlen, keinen Lärm zu machen und recht still zu sitzen. Ich sehe sie noch in Gedanken auf dem Sopha, in der Nähe des Fensters, so daß das Tageslicht auf den vor ihr stehenden Tisch fiel, der mit Journalen, Broschüren und Büchern bedeckt war. Sie las und las um zu sehen, was man über ihren Heinrich schrieb. Hatten wir guten Tag gesagt, mußten wir uns setzen und uns armen Kindern wurden Journale in die Hand gegeben, welches gerade keine angenehme Beschäftigung war. Was kümmerten wir uns um Politik und Kritik, wir seufzten oft heimlich über diesen Zwang und waren herzensfroh, wenn wir eine Modezeitung oder ein illustrirtes Journal erhaschen konnten. So wie wir unter uns zu sprechen anfingen, oder uns zankten, rief die Großmutter die Kammerfrau, die dann mit einem Teller voll Kuchen erschien, den sie unter uns vertheilte.

Meine Großmutter küßte uns zum Abschiede und sagte dann erleichtert:

„Adieu Kinderchen!“ Die Kammerfrau öffnete uns die Thür und wir waren froh, diesem Zwange

entronnen zu sein, aßen unsere Zuckerkringel und eilten befriedigt nach Hause. Die alte Frau war vielleicht noch zufriedener als wir, da kein Geräusch, kein Wort ihre Ruhe unterbrach und sie ungestört das Durchsehen der Zeitschriften fortsetzen konnte.

Diese kleine Scene wiederholte sich täglich, denn aus Achtung und Liebe für diese ausgezeichnete Frau verging kein Tag, ohne daß wir sie besuchten.

Sie beherrschte uns durch ihr gebieterisches, strenges Wesen, sowie durch ihre großen Kenntnisse und ihren Verstand. Zitternd und zagend erschienen wir vor ihr, wenn wir irgend einen Schelmenstreich ausgeübt hatten, denn Vorwürfe über unser Betragen waren eine harte Strafe für uns und nur der Gedanke daran machte uns folgsam und artig. Sie war 80 Jahre alt, hatte noch schönes braunes Haar, von kaum bemerkbaren Silberfäden durchzogen, las ohne Brille, hatte ein ernstes ehrfurchtgebietendes Aeußere, lachte nie und nur selten sah man sie lächeln.

Sie trug immer einen schwarzen seidenen Schlafrock mit Spitzen garnirt; sie hatte die schönsten weißen Hände, die man sich nur denken kann, von aristokratischer Form, mit wohlgepflegten Nägeln und war sehr eitel auf diesen körperlichen Vorzug.

Sie interessirte sich für Politik, diskutirte mit

großer Sachkenntniß und machte ihre Meinung stets geltend, vorzüglich gegen meinen Vater, einen höchst freisinnigen Mann, der ihre retrograden Ideen nicht billigen konnte.

Sie wollte Alles wissen, Alles lesen und wer ihr etwas Neues erzählte, war bei ihr wohlgelitten. Lesen und Schreiben waren ihre einzige Beschäftigung. Nie habe ich sie mit einer Nadel in der Hand gesehen, noch mit irgend einer weiblichen Handarbeit, und dennoch hielt sie streng darauf, daß wir als kleine Mädchen nähen, sticken, häkeln und sogar das triviale Strümpfestopfen lernten.

Sie hatte eine ausgebreitete Correspondenz, doch Heinrich war der Bevorzugte und bekam die meisten Briefe, oft ganze Auszüge aus Büchern und Alles von der alten Frau eigenhändig geschrieben, auch versah sie ihn mit allen literarischen Neuigkeiten, die ihn interessiren konnten.

Diese seltene Frau war ihrem Jahrhundert vorausgeeilt und hat stets einen großen Einfluß auf ihren Sohn ausgeübt, sie ermuthigte ihn sowohl wie ihre andern Söhne bei Allem was sie unternahmen.

Meine Mutter verdankt ihr allein die Kenntnisse, die sie besitzt, und auch wir, ihre Enkel, sind ihr viel Dank schuldig, denn sie überwachte unsere Erziehung

und stand meiner Mutter mit Rath und That bei. Doch kehren wir zum Dichter zurück.

Viele behaupten, Heine sei undankbar gewesen, weil er sich mit Meyerbeer überwarf, aber man irrt sich sehr. Mißverständnisse sind keine Seltenheit bei einem Freundschaftsverhältniß. Die „schnöde Undankbarkeit", deren man den Dichter bezüchtigt, bestand darin, daß er seiner Spottlust freien Lauf ließ und Alle staunten als im Romanzero das bekannte Festgedicht, dem Maestro Fiascomo gewidmet, erschien.

„Heil dem großen Beeren Meyer!"
„Heil dem großen Meyer Beer!"

Nur derjenige, der Heine's Doppelnatur nicht kannte, konnte sich darüber wundern, denn bald Engel, bald Dämon, verschonte er Niemand. Die Satyre war ihm Bedürfniß, wie bei Andern das Essen und Trinken und die Ironie lugte aus allen seinen Gedichten hervor.

Meyerbeer that Alles, was in seiner Macht stand, den Dichter zu versöhnen, er beklagte sich nicht, daß er ihn angriff, ihn lächerlich machte, nein, er bedauerte nur, daß Heine ihm böse war, vorzüglich da der Letztere Unrecht hatte.

1862 reiste ich nach Ems. Jeden Morgen begab ich mich an den Brunnen, um vorschriftsmäßig meinen „Kesselbrunnen" zu trinken und sowie ich damit fertig war, eilte ich in's Conversationshaus, hinauf in's Musikzimmer, wo ein schöner Erard'scher Flügel stand. Zu so früher Morgenstunde konnte ich darauf rechnen, ungestört zu bleiben, obgleich es mir gleichgültig war, von Andern gehört zu werden, da man mir oft Lobeserhebungen über mein Clavierspiel gemacht hatte.

Ganz in mein Spiel vertieft, übte ich den großen Marsch im Propheten und, aufrichtig gestanden, ich war mit mir selbst zufrieden. Mit einem Male höre ich hinter mir Hüsteln ..... Ich wende mich um und bemerke ein kleines hageres Männchen, mit einer großen blauen Brille auf der Nase, der den Kopf schüttelt, als ob er die Ausführung des Musikstückes mißbillige, mit ironischem Lächeln, welches seine Mundwinkel umzuckte.

Stolz und hochmüthig sah ich ihm fest in's Auge und sagte:

„Wünschen Sie Etwas, mein Herr?"

„„Gewiß. Bitte gehorsamst"" — und dabei zeigte er mit dem Finger auf das Notenblatt — „„diese Passage noch einmal zu wiederholen, der Baß kommt nicht gehörig zur Geltung"", sagte er lächelnd.

Der Mann sah wie ein unbedeutender Beamter oder Rentier aus und ich war ganz entrüstet, daß er mich anzureden wagte. Aergerlich sagte ich:

„Was wissen Sie davon, können Sie diese erhabene Musik beurtheilen?"

Er lachte anstatt aller Antwort, wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Hm — Hm!"

Sein Lächeln reizte mich, flugs drehte ich den Clavierbock herum und wie von einer höheren Macht dazu getrieben, wiederholte ich die ihm mißfällige Passage.

„„Verzeihen Sie, mein Fräulein oder Madame"", sagte er, seine Hand auf die meinige legend, „„nicht so steht es geschrieben.""

Außer mir über diese Zudringlichkeit, stand ich auf und ohne zu grüßen wollte ich fortgehen, meine Handschuhe, meinen Hut und meine Noten zusammenraffend, und ging zur Thür; doch hier blieb ich verwundert stehen, denn das Männchen spielte mein Bravourstück auswendig und wie!

Ich glaubte eine andere Composition zu hören, so klar und rein entquoll die Melodie seinen Fingern. Ich stand wie festgebannt, magnetisirt durch dies schöne Spiel und erst jetzt verstand ich, wie man das Thema zu Gehör bringt.

Als er fertig war, sagte er, mich lächelnd ansehend:

„„Glauben Sie, daß der Componist sich beklagen würde, wenn er mir zuhörte?““

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen.

„Sie sind der Meister!“ rief ich aus und ergriff entzückt seine kleinen magern Hände, um ihn für meine Anmaßung um Verzeihung zu bitten und hauptsächlich wegen meiner stümperhaften Ausführung seiner schönen Composition.

Er bat um meinen Namen, ich nannte den meines Mannes, der ihn trotz seines hohen Titels sehr kalt ließ. Er verbeugte sich und wollte mich verlassen.

„Verzeihen Sie“, sagte ich, „ich weiß, daß Sie in Paris sehr befreundet mit meinem Oheim waren, darf ich hoffen, daß Sie auch mich zu Ihren Freunden zählen wollen?“

„„Ihr Onkel?““

„Ja mein Onkel, Heinrich Heine“, sagte ich lachend.

Da hätte man Meyerbeer sehen sollen! Er steht mir noch heute lebhaft vor Augen! Seine Züge erheiterten sich, er nahm die Brille ab, zog mich an's Fenster um mich genauer zu betrachten, nahm meine Hände in die seinigen, küßte sie mit jugendlichem Feuer, sah mich eine Weile schweigend an und bat mich dann, mich neben ihn zu setzen.

Meyerbeer litt an einem bösen Halsleiden und

ein trockener Husten erschwerte ihm das Sprechen, auch redete er nur mit gedämpfter Stimme.

Die Aerzte hatten ihm Schweigen auferlegt, aber der Name Heinrich Heine ließ ihn eine Ausnahme machen.

Wie viele Stunden wir beisammensaßen, weiß ich nicht, aber er erzählte so viel Interessantes, daß ich nicht müde wurde, ihm zuzuhören. Von ihm erfuhr ich auch die Ursache, warum mein Onkel ihm zürnte.

Er bedauerte herzlich, daß er Heine nicht noch einmal vor seinem Tode sehen konnte, durch Geschäfte verhindert, konnte er nicht nach Paris reisen und so entschlummerte der Dichter ohne seinem Freunde die Hand zur Versöhnung gereicht zu haben.

1847 schrieb Heine ein Gedicht, welches als Text für ein Ballet benutzt werden sollte. Es hieß Dr. Johann Faust und ist auch seinen Werken einverleibt worden. Der Direktor Lumley hatte es für Her Majesty's Theater erworben und auch gut honorirt, es konnte aber wegen technischer Schwierigkeiten nicht in Scene gesetzt werden. Ein gleiches Schicksal wurde ihm in Wien und Berlin zu Theil.

Wie erstaunt war jedoch Heine als man ihm 1854 schrieb, daß in Berlin ein Ballet Satanella aufgeführt wurde und daß die Idee seinem Faust entnommen sei.

Meyerbeer war damals Musikdirektor an der Oper in Berlin, auch er erkannte das Plagiat, welches sich Taglioni hatte zu Schulden kommen lassen, und bedeutete Allen, daß Satanella und Mephistophela ein und dieselbe Person sei. Heine verlangte von der königlichen Opern-Intendanz die droits d'auteur, die ihm aber ungerechterweise verweigert wurden.

Zu jener Zeit war Heine sterbenskrank und nur darauf bedacht, sein Einkommen zu vermehren, um seiner Wittwe etwas zu hinterlassen; er schrieb hin und her, bat und drohte, jedoch unnützer Weise, denn sogar Meyerbeer hatte nichts für ihn ausrichten können.

Die Weigerung, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, kam aus höheren Regionen. Heine grollte mit Meyerbeer und glaubte steif und fest, daß er nicht energisch genug aufgetreten wäre, daher ihr Freundschaftsbruch. Mit thränenden Augen erzählte mir Meyerbeer diesen Sachverhalt, so wie noch manches Andere, welches nicht für die Oeffentlichkeit paßt, da gewisse hohe Persönlichkeiten noch am Leben sind.

Heine publizirte bald darauf Lutetia und ignorirte vollkommen, daß ein Wesen, Meyerbeer genannt, existire; diesen Mann, den er bis in den Himmel erhob und von dem er an Hiller schrieb: „Meyerbeer ist ein Gott!"

Es schmerzte den Schöpfer der Hugenotten, daß

er Heine's Freundschaft und Zuneigung verloren hatte, denn Niemand konnte dem Dichter ausreden, daß Meyerbeer an Allem Schuld sei.

Nach diesem langen Gespräche mit dem Componisten hoffte ich noch recht oft mit ihm zusammenzukommen, aber wie groß war meine Enttäuschung, als ich ihn nur höchst selten zu Gesicht bekam; das Verbot zu sprechen verhinderte den ferneren Austausch unserer Gedanken.

Des Morgens in aller Frühe sah ich ihn manchmal am Brunnen, ein freundlicher Blick, ohne nur guten Morgen zu sagen, nahm er schweigend mein Trinkglas, ließ es füllen und gab es mir ebenso schweigsam zurück. Nach der Promenade begab er sich in den Musiksaal, wo ich täglich übte und meistens seine Compositionen spielte. Nur eine falsche Note, ein verfehltes Tempo, ein falscher Griff ließen ihn die Verordnung des Arztes vergessen und er schlug eifrig den Takt auf meiner Schulter und brachte mich wieder in's richtige Tempo.

Vor seiner Abreise bezahlte er ehrlich den Tribut unserer Bekanntschaft, schrieb mir etwas für mein Album, von einem liebenswürdigen Briefe begleitet, der mit „Wiedersehen in Paris" endigte, und war verschwunden.

Als ich Frankreichs Hauptstadt wieder besuchte,

war er heimgegangen, betrauert aber unvergeßlich lebt er im Andenken Aller, die ihn und seine unsterblichen Werke gekannt haben.

Die Aufregung und die Unannehmlichkeiten wegen der Pension hatten Heine's Zustand wesentlich verschlimmert; im Januar 1845 trat eine Lähmung ein, die bei den Augen anfing und sich nach und nach dem ganzen Körper mittheilte. Im Monat Mai schrieb er seinem Freunde H. Laube:

„Lähmung ist meine Krankheit, welche von Tag zu Tag überhandnimmt."

Er täuschte sich keineswegs über seinen Zustand und machte sich auch keine falsche Hoffnung auf Genesung. Unsere Familie war hochbetrübt, denn seine Briefe waren herzzerreißend, und unser ganzes Streben ging dahin, meiner Großmutter die Größe dieses Leidens zu verbergen.

Sie wurde getäuscht und glaubte er litte nur an den Augen. Kein Fremder erhielt Zutritt zu ihr, damit keine Unvorsichtigkeit begangen würde. Die Journale wurden meiner Mutter zur Durchsicht gebracht und unterschlagen, so wie nur irgend eine Andeutung, des Dichters Krankheit betreffend, darin stand.

Gott sei Dank, sie hat nie die traurige Wahrheit in ihrer ganzen Größe erfahren, denn der Schmerz würde sie getödtet haben, und dennoch beschlich sie oft unsägliche Angst um den Sohn und mit lächelnder Miene und Verzweiflung im Herzen mußte meine arme Mutter ihre Zweifel beschwichtigen.

Obgleich Heine's Krankheit im Zunehmen war, blieb sein Geist klar und lebhaft und 1847 ließ er Atta Troll veröffentlichen.

Strodtmann's Biographie ist die beste mir bekannte, trotz einiger Mängel und Unrichtigkeiten. Ganz richtig schreibt er Folgendes über des Dichters Zustand:

„Heine's Kräfte nahmen täglich ab, jedoch die politischen Bewegungen im Jahre 1848 erregten ihn fieberhaft und er wollte durchaus die Pariser Straßen durchwandern.

„Sie waren volksbewegt, man konnte sich kaum durchdrängen und der arme gelähmte Dichter, halb blind, sich auf einen Stock stützend, von Freunden geführt, versuchte die Boulevards zu erreichen; doch am Louvre angekommen versagten ihm die Kräfte. Es war sein letzter Ausgang; seit diesem Tage verließ er nicht mehr seine Matratzengruft, wie er sein Bett nannte.

„Unerträgliche Schmerzen quälten ihn, alle Freuden des Lebens waren ihm versagt, er wurde genährt

wie ein Vogel, dem man das Futter in den Schnabel steckt, und dieses Märtyrerthum ertrug er acht Jahre lang, bis er endlich zur letzten Ruhestätte nach dem Montmartre gebracht wurde."

Als in Deutschland die Revolution ausbrach, war er schmerzhaft berührt, daß er nicht Theil daran nehmen konnte und durch Journale und Briefe seiner Freunde von dem Vorschreiten der Volksbewegung Kunde erhielt.

Er interessirte sich für Alles und eines Tages sagte er zu Fanny Lewald: „Ich bin hier wie Prometheus an den Felsen gekettet; der Gedanke, mein Vaterland frei zu wissen, bewegt mein Gemüth! Ich kann den Muth des Volkes nicht persönlich anfachen, aber meine Schriften können den Patriotismus wachhalten und es anfeuern, die betretene Bahn zu verfolgen, aber Schreiben allein kann nicht von meiner Vaterlandsliebe Kunde geben."

Wenn Heine, durch Schmerzen gezwungen, ganze Abende schweigsam neben seiner Frau saß, rief diese manchmal seufzend aus:

„Quelle conversation allemande!"

Meißner erzählt, daß, als er Heine 1848 besuchte, dieser ihm seine ununterbrochenen Schmerzen und seine Hülflosigkeit klagte und ihm seine schlaflosen Nächte mit ihren Qualen schilderte, in denen der Ge-

danke des Selbstmordes an ihn herankrieche, bis er Kraft gefunden, ihn hinweg zu schleudern.

Anfangs ließ er sich von französischen Aerzten behandeln, ohne daß eine Besserung seines Zustandes herbeigeführt wurde, und Max Heine, selbst Arzt, bemerkt sehr richtig in seinen Erinnerungen: „daß er sowohl wie Heinrich fest überzeugt wären, daß sein Aufenthalt in Paris und die französische Heilmethode sein Leben verkürzt hätten".

Sein zarter Organismus und seine angegriffenen Gehirnnerven waren in einem so überreizten Zustande, daß das geringste Geräusch, sogar das Zwitschern der Vögel ihm unerträglich war und ihn schmerzhaft erregte. Nichts blieb unversucht seine Leiden zu erleichtern, aber es war unmöglich ihm die gewünschte Ruhe zu verschaffen, und verdrießlich und aufgeregt haderte er mit seinem Geschick und seiner ganzen Umgebung.

Das System Broussais', welches damals in Frankreich vorherrschte, haben ihn geschwächt und viel zur Verschlimmerung seines Zustandes beigetragen, Aderlässe, Abführungsmittel und andere schwächende Arzeneien hatten seine nervösen Kopfschmerzen vermehrt und die Aerzte erklärten seinen Zustand für unheilbar. Hätte er nur Paris verlassen können, die deutsche Luft, die grünen Fluren, die Nähe seiner Familie,

dies Alles hätte vielleicht günstig auf ihn eingewirkt und uns den großen Dichter noch einige Jahre, wenn auch nicht geheilt, doch weniger leidend erhalten können.

Nichts konnte seine Leiden und Schmerzen lindern als starke Opiumdosen, die ihm einige Stunden der Ruhe verschaffen konnten, deren er so bedürftig war.

Obgleich der Körper täglich mehr und mehr seiner Auflösung entgegenging, so war sein Geist hell, und seine Unterhaltung so wie seine Schriften (er diktirte) sprühten und funkelten von Satyre, Ironie und beißenden Epigrammen.

Endlich wurde ihm ein ungarischer Arzt Dr. Gruby empfohlen, den er mit Freuden und Hoffnung auf Erlösung von seinen Qualen mit Ungeduld erwartete.

So wie er kam war er überglücklich, denn der Mann gefiel ihm und er schenkte ihm vollkommenes Vertrauen.

Von 1849 bis zu seinem Ende stand dieser ihm hülfreich zur Seite und verstand die Kunst, ihn körperlich so wie geistig zu beruhigen.

1854 besuchte ich Dr. Gruby wegen einer Halskrankheit, von der er mich vollkommen heilte, und im Laufe des Gesprächs erzählte er mir Folgendes:

„Als ich zuerst den theuren Kranken besuchte, fand ich ihn ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel zusammengerollt, mit Speichelfluß behaftet, unfähig ir-

gend eine Nahrung zu sich zu nehmen, und ich getraute mich kaum, seiner Umgebung Hoffnung auf Besserung zu machen, und dennoch gelang es mir, wie Sie selbst gesehen haben, seinen Zustand zu mildern."

Hätte Gruby ihn nur früher behandelt! Ihm verdankte er theilweise Besserung, denn er gab ihm das Gesicht und die Sprache wieder, auch die Bewegung der Arme, so daß er in eine sitzende Lage gebracht werden konnte. 1851 schrieb er das Balletgedicht „Faust", so wie manches Andere.

Ein Jahr später besuchte ihn sein Bruder Max und er war höchst erfreut, ihn wiederzusehen. Max widmete ihm seine ganze Zeit und verließ ihn nur auf Augenblicke.

„Wunderbar", sagte er mir einst, „daß Heinrich in diesem Zustande schwatzen und lachen konnte wie ein Gesunder und daß sein Gedächtniß für vergangene Zeiten so treu blieb!

Trotz schmerzlich durchwachter Nächte empfing er jeden Morgen zu bestimmter Zeit seinen Sekretär, diktirte ihm stundenlang, ohne daß sein Geist an Frische verlor oder ermüdete, ließ sich vorlesen und empfing Besuche, obgleich Ruhe und Einsamkeit ihm zuträglicher gewesen wären.

Bis zum letzten Augenblick seines Lebens kamen die Leute aus weiter Ferne, ihn zu besuchen, er em-

pfing sie wohlwollend und freundlich, ließ jedoch seinen Sarkasmen freien Lauf und trotz Krankheit, der Auflösung nahe, verschonte er Niemand, wenn ihm eine Spötterei oder eine Bosheit einfiel. Alfred Meißner, Graf Auersberg, Hiller, J. Lehmann, so wie viele Andere besuchten ihn oft und hingen an seinen Lippen, einen Scherz oder ein geistreiches Wort zu erhaschen.

Oft durch unerträgliche Leiden gereizt, fast als ob er sich an der Menschheit rächen wollte, erzählte er seinen Besuchern mit dem größten Ernste Dinge, die er den andern Tag bestritt und widerrief. Dies mag der Grund sein, daß sich so viele Irrthümer im Publikum verbreiteten und auch die Ursache, daß sonst glaubwürdige Schriftsteller sichtlich von einander abweichen.

Einst sagte er scherzend zu einem zudringlichen Besucher: „Es wird noch Mode werden, daß die deutschen Schriftsteller zu mir pilgern wie die Mohammedaner nach Mekka. Und dabei sagen sie, daß ich keine Religion habe. Das ist kurioser Weise das Ende von mir, daß ich zuletzt wie eine Reliquie betrachtet werde!“

Bei Maxen's Anwesenheit in Paris sagte er ihm eines Tages mit großer Lebhaftigkeit:

„Wie schade, daß Du nicht ein wenig früher

kamst. Ist Dir nicht auf der Treppe eine schwarzgekleidete Dame begegnet?"

„„Gewiß"", war die Antwort.

„Das war Madame Dudevant, mein intimster Freund, George Sand, ich hätte Dich gern mit ihr bekannt gemacht. Sie blieb länger als eine Stunde bei mir, sie sprach viel..... auch ich, und obgleich todtmüde, möchte ich ihr weiter zuhören."

Ungeachtet aller Freundschaft und Verehrung für diese bedeutende Frau ließ Heine dennoch seiner Spottlust die Zügel schießen und sagte eines Tages, daß ihr Kopf dem eines Schafes gleiche. Diese Bemerkung hatte etwas Wahres, ihre sonderbare Frisur gab Anlaß dazu. Lange glaubte man, sie trüge eine Perrücke, aber bei ihrem Tode überzeugte man sich, daß es ihr eigenes Haar sei. Von Natur gekräuselt, von Bürste und Kamm vernachlässigt, stand das Haar wie ein Diadem auf ihrem Kopfe und zog sich zusammengerollt längs der Ohren hin, also war diese schelmische Bemerkung nicht ohne Grund.

Heine's Scherz wurde von sogenannten guten Freunden weitergetragen; die Franzosen nahmen es übel und betrachteten diesen Ausdruck als einen Mangel an Respekt für dies große Genie.

Max war genöthigt nach Petersburg zurückzukehren und sah seinen Bruder nie wieder. Er machte sich keine Illusionen und der Abschied der Brüder war herzzerreißend.

Ihr Briefwechsel ging ungestört weiter*) und 1856 empfing Max folgenden Brief von Dr. Gruby:

Verehrter Herr College!

Mit tiefstem Bedauern zeige ich Ihnen den Tod Ihres Bruders an, der heute um 5 Uhr Morgens seinen Geist aushauchte, in Folge großer Schwäche und starken Erbrechens.

Mit Hochachtung

Ihr ergebener College

Paris, 17. Februar 1856. Dr. Gruby.

In demselben Jahre besuchte ihn sein Bruder Gustav, um ihn noch einmal vor seinem Tode zu sehen, da auch er sich nicht verhehlen konnte, daß Heine seiner Auflösung entgegeneilte.

Aengstlich besorgt um das Seelenheil seines Bruders, näherte er sich ihm und fragte:

---

*) Mein Onkel Max sprach oft von Heine's Briefen an ihn, und Thränen standen ihm in den Augen, wenn er diese Reliquien erwähnte.

Nun frage ich mich, wie ist es möglich, daß Max Heine diese kostbaren Briefe verbrennen ließ?

„Nun ist es wahr, was die Leute von Dir sagen?“

„„Was sagen sie denn wieder?““

„Sie sagen, du seist eine Betschwester geworden.“

„„Nein, ich bin ein Betbruder geworden““, gab der Kranke zur Antwort, „„und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er Dir, guter Bruder, bessere Gesinnungen eingeben möge, als Du bisher offenbart hast.““

Gustav lachte gezwungen und fuhr in seinem Examen fort:

„Aber an die Existenz eines höchsten Wesens glaubst Du doch jetzt endlich, lieber Heinrich.“

„„Wenn es ein höheres Wesen giebt, so ist dasselbe mit den vollkommensten Eigenschaften, mit Allwissenheit und Allmacht ausgestattet. Was kann es nun dieses große allwissende, allmächtige Wesen kümmern, ob ein Mäuschen in der Rue d'Amsterdam an es glaubt oder nicht?““

Mit diesen Worten kehrte er sich gegen die Wand und gab keine weitere Antwort.

Dies war die letzte Zusammenkunft der beiden Brüder. *)

Seine Frau glaubte nie ernstlich an sein nahes

---

*) Dieses Gespräch wurde schon oft von allen Biographen wiederholt, durfte aber nicht in meinen Erinnerungen fehlen, da es den Dichter so wahr charakterisirt.

Ende und hielt alle Symptome der um sich greifenden Krankheit für vorübergehend. Mit unglaublicher Heiterkeit und Sorglosigkeit stand sie am Bette des Kranken und suchte ihn zu trösten und zu erheitern. Er schrieb Verse, die er ihr widmete und worin er sie verherrlichte.

Heine hatte zwei Wärterinnen, denn um sein Bett zu machen mußte man ihn wie ein Kind auf den Armen tragen und ihn auf's Sopha legen. Tag und Nacht bedurfte er der Hülfe und eine Person mußte bei ihm wachen. Seine Frau leistete ihm nur hin und wieder kleine Dienste.

Er nannte sie seinen Engel, denn die unerschöpfliche Heiterkeit dieses Naturkindes war die beste Medizin für ihn.

1854 besuchte ich meinen Onkel. Mit Zagen und Zittern klopfte ich an seine Thür. Wie freudig wurde ich empfangen!

„Tritt näher, liebes Kind", sagte er mit schwacher Stimme, „damit ich Dich besser sehen kann, hier dicht neben mich."

Und mit seiner schönen weißen Hand hub er das Augenlied empor, um zu sehen ob ich meiner Mutter ähnlich sei. Ich mußte an seinem Bette Platz nehmen und seine erste Frage war nach meiner Mutter — nach ihrem Befinden.

„Lottchen, mein geliebtes Lottchen, wann werde ich sie wiedersehen?“ rief er schmerzlich aus.

Und immer wieder kam er mit Fragen nach meiner Mutter zurück und sagte, sein größter Trost, sein innigster Wunsch sei, sie wiederzusehen.

Ich erkannte ihn kaum, so verändert fand ich ihn und Thränen verhinderten mich am Sprechen.

Die Lähmung der Augenlieder verbargen ihm meinen Schmerz und meine Thränen, die mir unbewußt über die Wangen rollten. Er bemerkte jedoch am Ton meiner Stimme, wie bewegt ich war.

„Warum trauerst du, liebes Kind? Habe ich nicht Alles genossen, was nur ein Mensch genießen kann? Ich lebe in der Erinnerung vergangener Zeiten und unter bittern Tagen finde ich auch viele angenehme, denn ich habe den Kelch der Freude und des Genusses bis auf die Hefe geleert.“

Den Abend vor meiner Abreise saß ich neben ihm: er hatte mir von seinen Jugendjahren, seinen Kämpfen mit der Menschheit und seinen Liebesabenteuern erzählt und ich lauschte schweigend seinen Erzählungen.

Ermüdet lag er fast leblos da; das Krankenzimmer war nur schlecht erhellt, eine Lampe brannte trübe hinter dem Wandschirm und man hörte nur das einförmige Ticken der Uhr.

Ich wagte seine Ruhe nicht zu stören und saß unbeweglich auf meinem Stuhle; plötzlich suchte er seine Lage zu verändern, was der Arzt ihm ernstlich untersagt hatte, da es nur mit Beihülfe der Wärterin geschehen sollte. Er wurde von Krämpfen befallen und klagte und stöhnte auf's Schrecklichste.

Mir war diese Scene etwas Neues, ich glaubte es sei der Todeskampf, wie ich ihn so nach Athem ringen sah, und ich bat Gott im Innersten meines Herzens, ihn von diesen qualvollen Schmerzen zu erlösen.

Pauline, seine treue Pflegerin, suchte ihn zu beruhigen, versicherte, daß es ein vorübergehendes Leiden sei und sie ihn schon oft in diesem Zustande gesehen hätte. Mich hielt es nicht länger im Zimmer, schluchzend eilte ich davon und sah ihn nur noch einmal für einige Augenblicke, um Abschied von ihm zu nehmen.

Es war für die Ewigkeit . . . .

Kaum ließen seine Leiden ihm Rast, so war er Herr seiner Gedanken wie seiner geistigen Fähigkeiten und er diktirte die schönsten Poesien. 1854 erschienen: Lutetia, Geständnisse, die Götter im Exil und verschiedene andere Schriften.

Im August 1855 besuchte ihn der berühmte Arzt Dr. Schlesinger und versuchte ihm Linderung gegen die häufigen Krampfanfälle zu verschaffen.

Heine erwiederte ihm scherzend: „Wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmusik der andern Nervenbagage an. Lieber Herr Doctor, sie kennen die Nerven im Allgemeinen, aber die meinigen sind so ganz besonders merkwürdiger Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden in der allgemeinen Welt-Ausstellung die große Medaille für Schmerz und Elend erhalten!"

Strodtmann erzählt diese Aeußerung in seinem Buche, auch mir wurde sie von Ohrenzeugen wiederholt.

Eugène Scribe war oft die Zielscheibe seines Witzes. Unter Anderm fragte ihn sein Arzt eines Tages:

„Wie ist Ihr Geschmack, Herr Heine?"

„„Ich habe nicht den geringsten, doch das habe ich mit Scribe gemein.""

Ein anderes Mal untersuchte der Arzt seine Brust nach einem heftigen Krampfanfalle und fragte:

„Können Sie pfeifen?"

„„Leider nein, nicht einmal Scribe's Komödien kann ich auspfeifen.““

Zu dieser Zeit besuchte ihn Adolf Stahr recht häufig und unter Anderm sagte ihm Heine:

„Es muß Ihnen märchenhaft vorkommen, daß Sie mich immer noch am Leben treffen, ist es mir doch zuweilen, wenn ich aus meinem Opiumschlafe erwache und mich noch in meiner Stube finde, als lüge ich mir selbst etwas vor. Aber glauben Sie mir, das nächste Mal finden Sie mich nicht mehr.“

Ob dies nun wörtlich wahr ist, mag dahingestellt sein.

Heine hatte eine unendliche Sehnsucht, seine Schwester wiederzusehen, ein deutsches Herz an das seinige zu drücken, die deutschen Laute einer liebenden Seele zu vernehmen und meine Mutter konnte nicht länger seinen Bitten widerstehen und entschloß sich 1855 nach Paris zu reisen.

Alle riethen ihr ab, diese Reise zu unternehmen, sie möge sich diesen traurigen Anblick ersparen, denn keine Beschreibung genügt, das zu schildern, was Heine litt und empfand.

Allein die muthige Frau führte ihr Vorhaben aus und mit der größten Selbstverleugnung und göttlicher Ergebung eilte sie an's Schmerzensbett ihres geliebten Bruders. Sie wohnte in seinem Hause, um keinen Augenblick des Zusammenseins zu verlieren und ihm ihre ganze Zeit zu widmen. Es war die letzte Freude, der letzte frohe Augenblick, das einzige Glück, welches dem Dichter noch zu Theil wurde.

Meine Mutter litt Höllenpein bei dieser Zusammenkunft, denn Heine war fast bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft. Ihn so wiederzusehen, war herzbrechend, einen Sterbenden, dem jeder Tag ein Atom seiner Lebenskraft wegzehrte, den schönen Mann so abgemagert, so hülflos wiederzufinden, war schrecklich anzusehen und dennoch hatte meine herrliche Mutter die Kraft, es ihm zu verbergen.

Sie that Alles, ihm seine Leiden zu erleichtern, sie errieth seine Wünsche ehe er sie äußerte, sie errieth seine Gedanken und die beiden wahlverwandten Seelen verstanden sich auch ohne zu sprechen.

Er fühlte die Nähe seiner Schwester, wenn er auch regungslos und mit geschlossenen Augen dalag.

Doch sein Hauptgedanke war seine Frau: „Was wird aus ihr werden, wenn ich nicht mehr bin, wer wird sich ihrer annehmen! Die arme Frau, mein

dickes Kind, wie wird sie meinen Tod ertragen?“ Dann sprach er wieder, wie er sie in Gedanken sähe, wie sie auf sein Grab hinauswandern und wie sie ihm einen Immortellenkranz bringen würde ....

Meine Mutter suchte ihn dann auf andere Gedanken zu bringen, erzählte ihm fröhliche Dinge, von der Mutter, erinnerte ihn an alte Geschichten und oft gelang es ihr, ihn zum Lachen zu bringen.

Eines Morgens saß sie an seinem Bette und las ihm einen Brief vor, als Madame Heine weinend in die Stube stürzte.

„Cocotte stirbt!“ schluchzte sie.

Mathilde verstand kein Deutsch und so sagte Heine in dieser Sprache: „Gott sei gedankt!“ aber das Dankgebet kam zu früh!

Cocotte hatte die böse Angewohnheit zu schnattern und zu schreien, sowie eine ihm unbekannte Person in's Zimmer trat. Er wurde so unbändig und so laut, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Um ihn zum Schweigen zu bringen, drohte Madame Heine gewöhnlich mit einer kleinen Peitsche, doch heute war die Drohung zur Züchtigung geworden, denn sie gab ihm einen kleinen Hieb.

Das erschreckte Thier bekam einen Krampfanfall, aber nur von kurzer Dauer, denn Cocotte erholte sich in Abwesenheit seiner Herrin. Als meine Mutter

sie zu dem sterbenden Thiere begleitete, wurden Beide mit einem freundlichen bon jour empfangen.

Sehr ernsthaft versicherte Mathilde meiner Mutter, daß sie erst jetzt die Klugheit und den Verstand des Papageis anerkenne, denn die ganze Scene wäre nur Verstellung gewesen, das Thier habe sie erschrecken wollen!!

Als meine Mutter ihrem Bruder die großartige Entdeckung seiner Frau erzählte, brach er in ein frohes Gelächter aus und seine Heiterkeit wollte kein Ende nehmen.

Nun erzählte er ihr ein Gegenstück aus seiner Kindheit:

„Unsere Mutter besaß ein reizendes Hündchen. Eines Tages gerieth es mir zwischen die Beine, ich schleuderte es mit einem unsanften Fußtritt fort. Der Hund heulte schrecklich und fing an zu hinken; die Mutter eilte ängstlich herbei und aus Furcht gescholten zu werden, rief ich ihr entgegen: ‘Es ist Nichts, liebe Mutter! das Hündchen verstellt sich’. Die Wahrheit ist, das Hündchen hatte ein Bein gebrochen.“

Heinrich und Charlotte redeten sich in die Vergangenheit hinein und vergaßen der traurigen Gegen-

wart, wurden aber durch das Kommen des Dr. Gruby schmerzlich daran erinnert. Meine Mutter wiederholte mir oft:

„Dies waren die letzten frohen Augenblicke, die ich mit meinem Bruder verlebte.“

Mein Onkel erzählte meiner Mutter auch die andere Begebenheit mit Cocotte, welche auch Meißner in seiner Biographie erwähnt.

Der Dichter bat oft seine Frau, doch in's Bois de Boulogne zu fahren und dort ihre Freundinnen zu besuchen. Er wollte nicht, daß sie sich um des Kranken willen jedes Vergnügen versage und er redete ihr zu in's Theater zu gehen und sich zu vergnügen. Dennoch beschlich ihn im Innern seines Herzens oft Sorge und Angst, sie so allein in diesem Babel — Paris genannt — zu wissen.

Manchmal steigerte sich seine Unruhe zu phantastischer Aufregung. Er erzählte einer Dame, die ihn besuchte: „Meine Frau war gegen 2 Uhr mit Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte versprochen um 4 Uhr zurück zu sein. Es wird 5, sie kommt nicht. Es wird 6, sie kommt nicht. Es wird 7, es wird 8, meine Sorge wächst. Sollte sie des kranken Mannes überdrüssig geworden und

mit einem schlauen Verführer auf und davon gegangen sein? In meiner peinlichen Angst schicke ich die Wärterin hinüber und lasse fragen, ob Cocotte der Papagei noch dort ist. — Ja, Cocotte ist noch da. — Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme freier! Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen."

Die Anhänglichkeit und Liebe zu seiner Frau war außerordentlich, und wenn er sie auch neckte und ihrer spottete, so lebten sie dennoch im besten Einvernehmen.

Während ihres Aufenthaltes in Paris lernte meine Mutter alle Größen kennen, welche die artistische und literarische Welt dort aufweisen konnte.

Alle besuchten Heine und sogar der alte Beranger scheute nicht die hohe Treppe, um seinem kranken Kameraden die Hand zu drücken. Diese glänzende geistreiche Gesellschaft von Herren und Damen, die sich hier zusammenfand, ließ das Krankenzimmer vergessen, in welchem ein Sterbender langsam dahinsiechte.

Hier lernte meine Mutter eine reizende junge Frau kennen, Mouche oder Margot genannt, der Name thut nichts zur Sache und vielleicht erzählt

uns einst Meißner etwas Näheres darüber, da man behauptet, daß er sie genau kenne.

Sie war eine liebliche Erscheinung, 22 Jahre alt, sehr gebildet und bewandert in der französischen, englischen und deutschen Sprache und Schrift.

Heine suchte eine Vorleserin mit angenehmem Organe und ließ eine Anzeige in die Zeitung setzen. Margot kam und so wie er nur einige Worte mit ihr gewechselt hatte, fühlte er sich angezogen, ihre sanfte Stimme gefiel ihm und sie wurde angenommen.

Sie wurde nicht allein seine Vorleserin, sondern sein Sekretär und seine Vertraute.

Sie begeisterte ihn zu seinen letzten Gesängen, er widmete ihr unzählige kleine Gedichte und noch kurz vor seinem Tode schrieb er ihr Billette, die sie wohl hoffentlich einmal ordnen und der Nachwelt übergeben wird.

Ihre Lebensgeschichte ist sehr merkwürdig und machte sie dem Dichter nur noch interessanter. Von Geburt eine Deutsche, lebte sie mit ihrer Mutter in Paris und heirathete in ihrem 18. Jahre einen Franzosen.

Nach dem ersten Rausche des Ehelebens wurde der Mann ihrer überdrüssig und sann hin und her, wie er sich ihrer entledigen könnte, da sein Herz einer Andern gehörte, die ihn ungetheilt besitzen wollte.

Schlechte Behandlung, Vernachlässigung, die junge Frau ertrug Alles mit der größten Geduld, weinte im Stillen und klagte nur manchmal der Mutter ihr Leid. Diese ermahnte sie zur Nachgiebigkeit. Eines Tages bot ihr Mann ihr an, ihn auf einer Geschäftsreise nach London zu begleiten, und freudig nahm sie dieses an, da sie viel von einer andern Umgebung, fern von jedem bösen Einflusse, hoffte.

Unter frohem Geplauder wurde die Reise zurückgelegt, doch so wie man in London ankam, behandelte er sie auf's Schändlichste, gab ihr kaum die nöthige Nahrung und schloß sie in ihr Zimmer ein, wenn er ausging.

Eines Tages kam er in Begleitung eines Arztes nach Hause, bat ihn seine Frau zu untersuchen, da ihre Gesundheit ihm nicht gefalle.

Erstaunt bemerkte sie: „Aber ich bin nicht krank!"

Ihr Mann hieß sie schweigen, das müsse er besser wissen.

Nach zwei Tagen hielt ein Wagen vor der Thür, Margot sollte mit ihm spazieren fahren. Mißtrauisch gemacht durch diese seltene Aufmerksamkeit, weigerte sie sich ihn zu begleiten, doch wußte er so nachdrücklich zu bitten, daß sie ihm mit bangem Vorgefühl gehorchte.

Als der Wagen vor einer hübschen Villa hielt,

wurden sie von einem freundlichen alten Manne empfangen. Dieser reichte Madame Margot den Arm und führte sie in ein freundliches Gartenzimmer. Erstaunt blickte sie umher, eine Frage schwebte auf ihren Lippen .... ihr Mann drückte einen Judaskuß auf ihre Stirn und mit einem gütigen: „Adieu, liebes Kind“, verließ er das Haus.

Der Arzt, den sie schon kannte, kam herbei und bat sie ihm zu folgen, er wolle ihr das für sie hergerichtete Zimmer zeigen. „Hierbleiben?“ und das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

Wärter in weißen Schürzen standen vor der Thür, neugierige Weiber schauten sie an, hier ein Schrei, dort eine Lache! ..... Margot verstand wo sie war — in einer Irrenanstalt!

Nacht umflorte ihre Sinne und ohnmächtig sank sie zu Boden.

Sie war so entsetzt, so vom Schreck alterirt, daß sie eine Lähmung davontrug.

Die unglückliche junge Frau konnte sich nicht verständigen, da eine Zungenlähmung sie am Sprechen verhinderte und konnte nur einige unzusammenhängende Worte hervorbringen. Sie litt körperlich und geistig. Ein junger Arzt, der sie täglich besuchte, behandelte sie mit der größten Sorgfalt und je öfter er sie sah, je mehr überzeugte er sich, daß sie nicht geisteskrank sei.

Es gelang ihm, sie völlig herzustellen und er nahm sich ihrer auch ferner an. Mehrere Aerzte wurden gerufen und Alle überzeugten sich durch ihre ruhige und klare Auseinandersetzung der Unbill, die ihr widerfahren, daß sie vollkommen gesund sei und daher entlassen werden konnte.

Der junge Arzt führte sie in eine ihm befreundete Familie und ihr erster Schritt war, vor dem Gericht die Trennung von ihrem Manne zu verlangen, was ihr nicht verweigert werden konnte. Ihre Absicht war, nie wieder nach Paris zurückzukehren, doch als ihre Mutter sie an ihr Sterbebett rief, konnte sie nicht widerstehen und eilte zu der theuren Kranken.

Heine sprach mit Begeisterung von ihr zu Beranger und dieser wünschte lebhaft sie kennen zu lernen. Man verabredete ein Rendezvous. Aber des alten Beranger's Gedächtniß war schwach geworden und er vergaß Tag und Stunde, die ihm angegeben waren. Er kam und hoffte Mouche bei meinem Onkel zu treffen, doch er fand nur meine Mutter an dem Bette Heine's sitzend. In dem Halbdunkel des Zimmers hielt er sie anfänglich für Mouche, aber er bemerkte bald seinen Irrthum, daß diese bejahrte Dame nicht die gepriesene Mouche sein könne.

Franzose, liebenswürdig und galant, wußte er sich

geschickt aus der Verlegenheit zu ziehen und ließ sie seine Enttäuschung nicht entgelten. Er sagte meiner Mutter die größten Artigkeiten und seine Unterhaltung war geistreich und belebt.

Meine Mutter kam im Dezember in Paris an und wollte nach einigen Wochen wieder fort, denn der leidende Zustand ihres Bruders betrübte sie und machte sie selbst leidend und nervös. Jeden Tag bat Heinrich die Abreise zu verschieben und sagte:

„Lottchen, wir werden uns nicht wiedersehen!“

Wer konnte seinen Bitten widerstehen? ...... und sie blieb bei ihm, die gute treue Schwester, versprach auch zum Frühjahr wiederzukommen, doch als der Frühling kam, deckte die feuchte Erde sein Grab.

Die Trennung der Geschwister muß ich mit Schweigen übergehen, es war zu schmerzlich und halb ohnmächtig, in Thränen gebadet, mußte man meine arme Mutter aus dem Zimmer führen. Beide wußten recht gut, daß die Hoffnung auf ein Wiedersehen nur eine Täuschung war!

Noch jetzt, nach langen Jahren, kann meine Mutter nicht ohne Schmerz und Thränen von diesem furchtbaren Augenblick sprechen und wir vermeiden ängstlich, sie darauf zurückzuführen. Hätte sie damals

einen Todten verlassen, würde sie sich leichter getröstet haben, aber es war das Grab eines Lebenden!

Mitte Februar konnte Niemand sich mehr über Heine's Zustand täuschen; nur seine Frau hatte sich an die Phasen der Krankheit so gewöhnt, daß Nichts mehr großen Eindruck auf sie machte, denn häufig war nach den heftigsten Anfällen Besserung eingetreten.

Den 13. Februar wurde das Erbrechen so heftig, daß alle Hülfsmittel der Heilkunde ohne Erfolg blieben, und dieser Zustand dauerte drei Tage lang. Er war so sehr an Opium gewöhnt, daß sogar die stärksten Dosen dieser Arznei ihm weder Linderung noch Schlummer verschaffen konnten.

Pauline behauptet, daß Heine nicht an sein nahes Ende glaubte, obgleich er zu Allen davon sprach, die ihn umstanden; innerlich hegte er jedoch noch einen Schimmer von Hoffnung, daß er siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen würde. Er versuchte ein neues Testament zu schreiben, aber beim ersten Paragraphen verließen ihn seine Kräfte, obgleich er bei voller Geistesklarheit blieb. Wenn die Schmerzen etwas nachließen scherzte er sogar!

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht

in der Stadt, Heine liege in den letzten Zügen, und alle seine Freunde eilten herbei, ihn noch einmal zu sehen.

Meißner erzählt, daß einer seiner Freunde ihn mit Besorgniß gefragt habe:

„Haben Sie sich mit Gott versöhnt?"

„„Beruhigen Sie sich"", antwortete Heine lächelnd, „„Gott wird mir verzeihen, denn das ist sein Handwerk.""

Nichts wurde unversucht gelassen, ihm Ruhe und Linderung zu verschaffen, dennoch verschlimmerte sich sein Zustand von Augenblick zu Augenblick und als Mathilde den Arzt fragte, ob keine Hoffnung mehr vorhanden sei, schüttelte er traurig mit dem Kopfe und ging schweigend zu dem Kranken hinein.

Heine bemerkte, daß Gruby mit traurigem Tone sprach, da fragte er mit fester Stimme:

„Also ich muß sterben?"

Gruby, der seinen Charakter kannte und ihm oft versprochen hatte ihm die Wahrheit nicht vorzuenthalten, wenn der letzte Augenblick nahe, bejahte seine Frage und Heine empfing diese Kunde ohne die geringste Unruhe.

Seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht und er blieb bis an sein Ende bei vollem Bewußtsein.

Am Sonntag um 4 Uhr Morgens den 17. Februar 1856 sprach er noch ruhig mit seiner Wärterin; um 5 Uhr schlief er sanft ein — zu einem bessern Erwachen.

Mathilde, die Frau, die er so sehr geliebt hatte, schloß ihm nicht die Augen und war auch nicht an seiner Seite. Ohne den Trost, ein Mitglied seiner Familie bei sich zu haben, rang er allein den Todeskampf!

Mathilde hatte sich ruhig und sorglos schlafen gelegt und sah ihren Gatten nur als Leiche wieder.

Wie schön sah er im Tode aus, seine Züge hatten sich veredelt und verschönert und Dr. Gruby versicherte noch nie eine so schöne Leiche gesehen zu haben. Die Todtenmaske zeigte deutlich und getreu sein schönes Antlitz.

Seinem Wunsche zufolge wurde er den 20. Februar in aller Frühe begraben, ohne Pomp und ohne Pracht, und dennoch, trotz der frühen Morgenstunde, fanden sich Hunderte von Leuten ein, die dem Leichenwagen folgten. Alle berühmten und bedeutenden in Paris lebenden Deutsche und alle französischen Schriftsteller: Alexander Dumas, Theophile Gautier, François Mignet und Paul de St. Victor eröffneten den Zug.

Heinrich Heine wird stets unsterblich bleiben, denn wann wird Deutschland je wieder einen so erhabenen, glorreichen und anziehenden Dichter aufweisen können?

Diejenigen, welche sein Verdienst schmälern wollen und ihn nicht zu schätzen wissen, mögen sie für ewig vergessen sein.

Heine ruht auf dem Kirchhofe Montmartre und Diejenigen, die sein Grab besuchen, wundern sich, daß die reiche Familie des Poeten ihm kein würdigeres Denkmal gesetzt hat.

Aber wo findet man ein schöneres Monument als seine Schriften?!

Sein Bruder Gustav wollte ihm ein prachtvolles Marmordenkmal errichten lassen und der Entwurf eines namhaften Architekten hatte schon bedeutende Kosten verursacht, als plötzlich Madame Mathilde Heine in schroffer und unpassender Weise mit einem Prozeß drohte, öffentliche Zeitungs-Polemik hervorrief und das Recht, ein Monument setzen zu lassen, sich allein reserviren wollte.

Nach heftigen Streitigkeiten mit Gustav Heine ließ Mathilde auf dem Kirchhof Montmartre, wo die irdische Hülle des Dichters ruht, einen einfachen Stein setzen, nur mit dem Namen des Dichters auf einer kahlen Marmorplatte.

Die ganze Familie zog sich zurück, denn wer

konnte sich mit Madame Mathilde Heine in Streitigkeiten einlassen! Man ließ sie gewähren und wunderte sich im Stillen über ihre zu spät gekommene Verehrung für den Dichter.

Auf dem Grabstein steht nur

Heinrich Heine,

nicht einmal: Ruhe in Frieden!

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.



Erinnerungen

an

Heinrich Heine

von seiner Nichte

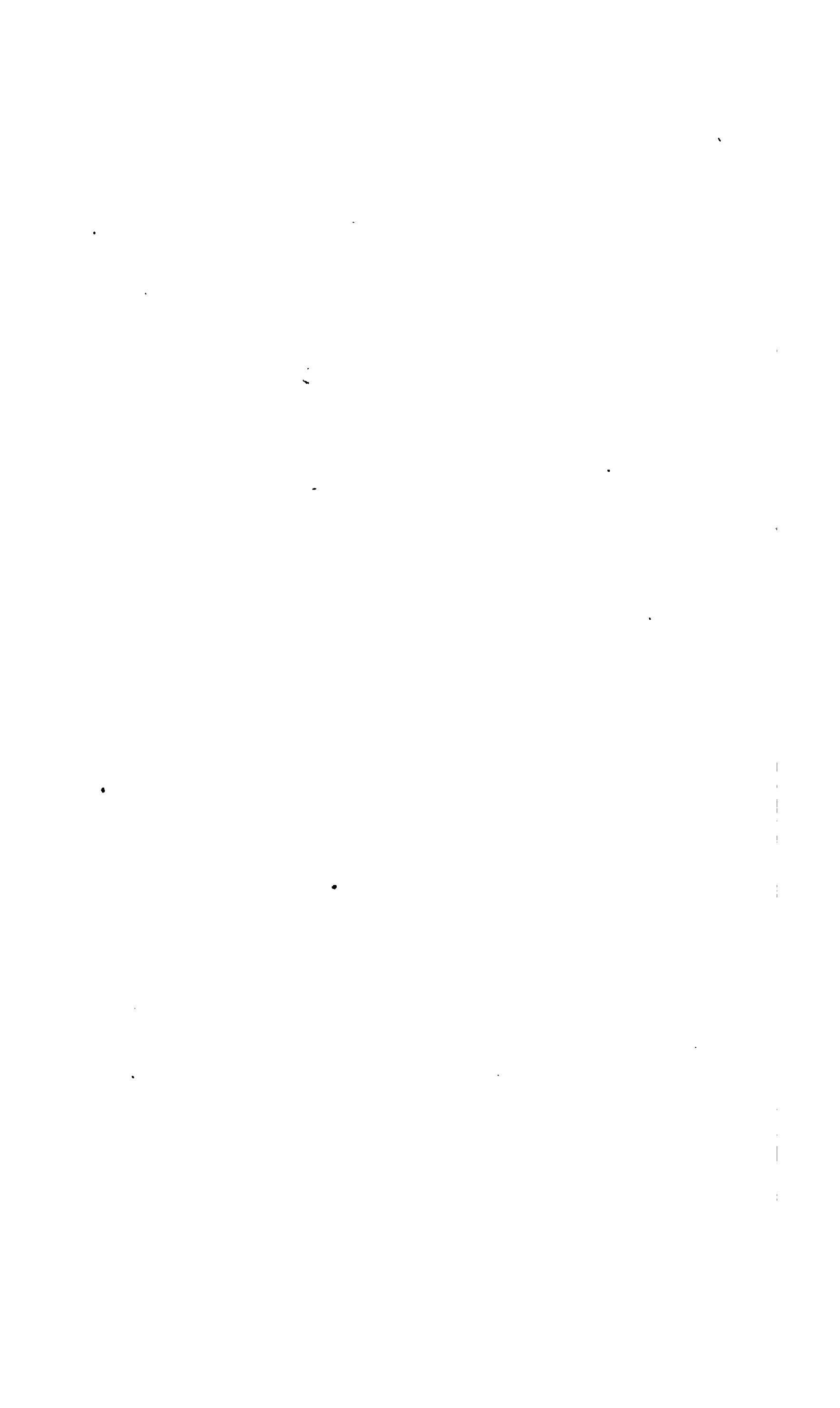
Maria Embden-Heine,

Principessa della Rocca.

Hamburg.

Hoffmann & Campe.

1881.



Bei Hoffmann & Campe sind erschienen:

Heine's sämmtliche Werke, in 22 Bdn. cplt.	M.	38.—
— — — „ 18 — cplt.	„	30.—
— — — „ 12 — cplt. geb. in 4 Bänden . .	„	18.—
— poetische Werke, in 4 Bdn. cplt.	„	10.50
— Briefe, 4 Bände		9.—
— Gedichte, 8° Ausgabe,		
1. Buch der Lieder . . .	„	3.—
2. Neue Gedichte und Tragödien	„	3.—
3. Atta Troll. Wintermärchen	„	3.—
4. Romanzen	„	3.—
— Letzte Gedichte (Nachlaß) . .	„	3.—
— Reisebilder, 2 Bände . . .	„	6.—
Meißner, Alfred, Heinrich Heine. Erinnerungen	„	2.—
Strodtmann, Ad., Heine's Leben und Werke. 2 Bände . . .	„	6.—
Hebbel's Werke, 12 Bände	„	36.—
— Nibelungen, 3. Aufl. . . .	„	5.—
Börne, Werke, 12 Bände. 16° . .	„	3.—

Leipzig. Bär & Hermann.





